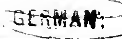
Spielhagen.

Gustav


GERMAN



Gustav

Ein Idyll

von

Carl Spitteler

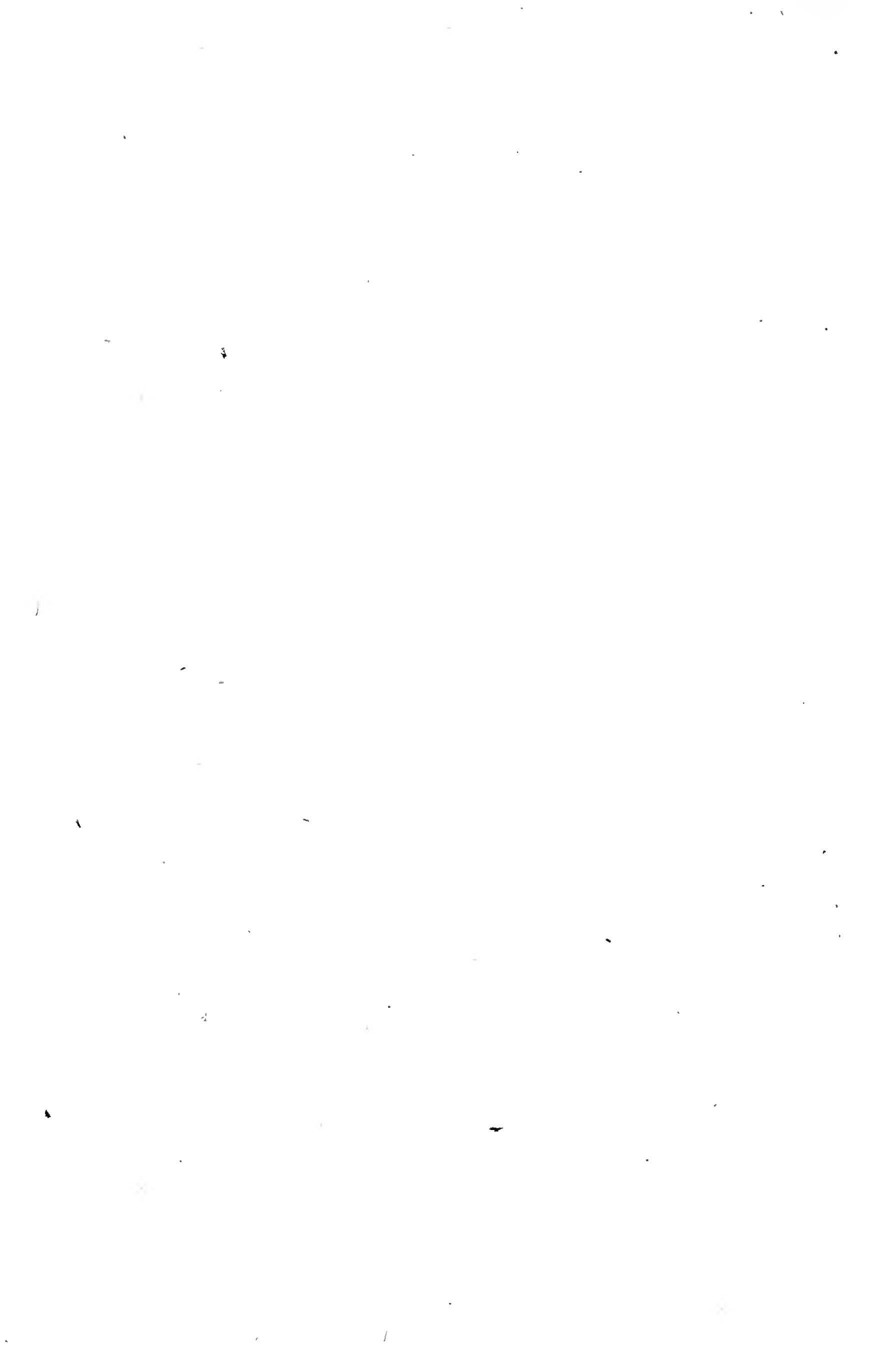
═══ 4. Auflage ═══



Zürich

Albert Müller's Verlag / 1922

Inhaltsübersicht



Erstes Kapitel.

Durchgefallen!

Ich will doch geschwind zu Spenglers hinüber," murmelte der alte Pfarrer Rebenach von Heimligen, „ob sie denn wirklich noch immer keine Nachricht von ihrem Gustav haben. Heute ist der zwanzigste April — oder haben wir schon den einundzwanzigsten? — und das Examen hat am vierzehnten angefangen?

Damit holte er kopfschüttelnd seine Gummischuhe unter dem Ofen hervor.

„Aber doch nicht diesen Abend noch? Spät um acht Uhr?" mahnte die Pfarrerin, „während es vom Himmel plätscht, was es mag? Wenn's etwas Gutes ist, werden sie's schon von selber melden."

Allein der Pfarrer hatte bereits seinen Räuberhut über das samtne Pfaffenkäppchen gestülpt und den seidenen Regenschirm aus dem Ständer gefischt. „Es läßt mir halt in Gottes Namen keine Ruh'! Uebrigens, ich bin ja im Wipp wieder zurück; also auf Wiedersehn!"

* * *

Bei Spenglers war noch Licht, oben im ersten Stock über dem Laden, in der Wohnstube. Die Spenglerin schnitzelte im Angstfieber Papiervögel mit der Schere und ihr Mann, der Spengler, der „Tausendkünstler", las zum hundertsten Mal den Leitartikel über die Portugiesen in

Afrika in der Oberländer Montagszeitung, wobei er einmal übers andere seufzte, als wenn ihm eine Ladung Petroleumlappen in der Delagoabai ertrunken wäre.

Der Pfarrer wurde empfangen wie die Hoffnung am Krankenbett. Der Spengler schob ihm in zappeligem Diensteifer das Kanapee zurecht, wobei er ein paar mal über seine Pantoffeln strauchelte, hinsichtlich derer er sich niemals im Klaren befand, wo seine Füße aufhörten und der Schuh anfing. Die Spenglerin ergriff des Pfarrers treue Rechte mit so viel Händen, als sie in der Geschwindigkeit auftreiben konnte und ließ sie nicht mehr los.

Er solle ihr's um Gotteswillen doch nicht übel nehmen, schluchzte sie; sie wäre nun halt einmal ein ängstliches, einfältiges Weiblein, obschon sie gar wohl wisse, wie gottlos sie sich mit ihrer Kleingläubigkeit versündige. Es gehe ihr halt, sie könne es nicht besser vergleichen, wie am Tage vor ihrer Hochzeit, wo es ihr auch so wind und weh ums Herz gewesen sei, als müsse sie über alle Berge bis nach Genf davonlaufen; und nachher habe es der Allmächtige doch zum Guten gewendet.

Der Pfarrer stärkte mit überzeugenden Worten die zagenden Gemüter, während er sich mit ächzender Behaglichkeit auf dem Kanapee einnistete. Er zählte mit redegewandter Zunge die außerordentlichen Fähigkeiten des Jungen auf, dem von klein auf spielend gelungen sei, was andere mit allem Mühen und Rackern nicht zustande brächten, und erinnerte an das glänzende Curriculum vitae beim Konfirmationsunterricht, geradezu entzückend — er sage jetzt noch dasselbe, er könne es nicht anders nennen — durch Originalität und Naivität, ein wahres Kabinettstück. Uebrigens, warum denn er, der Pfarrer, sonst so ruhig

wäre? Ob ihn der Gustav etwa nicht auch anginge? Im Gegenteil, er trage noch eine ganz besondere Verantwortlichkeit, da er es ja sei, der beständig darauf gedrungen habe, den Gustav Doktor studieren zu lassen. Uebrigens wenn im mindesten etwas wäre, so müßte ihm sein Sohn, der Philipp, der ja ebenfalls Medizin studiere und mit dem Gustav täglich zu Mittag esse, irgend etwas geschrieben haben. Das sei indessen keineswegs der Fall, obschon seine Frau noch gestern einen Brief von Philipp erhalten habe. Wenn etwas von Gustav darin gestanden hätte, so würde sie es ihm wahrscheinlich mitgeteilt haben. Kurz, sie sollten ein für allemal jede unnütze Besorgnis fahren lassen; er müßte sich sehr täuschen oder Gustav werde seinen Examinatoren heißer gemacht haben als sie ihm.

Das alles brachte er mit seiner patriarchalischen Seelsorgerstimme vor, daß die zitternden Eltern auftauten wie an einem warmen Ofen und der Spengler mit Kukuksgewalt dem Pfarrer eine Flasche Rotwein, vom besten, aufnötigen wollte, um auf das Wohl Gustavs anzustoßen.

Während der Spengler zum siebenten Male sich verschwur, der Rote habe noch niemand geschadet, man dürfe ihn einem Scharlachkranken anbieten, begann das Hausglöcklein, welches oben über dem Sekretär ins Wohnzimmer mündete, ein paar mal unsicher zu schwanken, als wüßte es nicht, will es oder will es nicht, und entschloß sich endlich, einen schüchternen Ton von sich zu geben, wie unter dem demütigen Zug eines armen Barfüßeli mit Kienholz.

„Er ist's doch nicht etwa am Ende? Er wird es doch hoffentlich nicht etwa sein?“ rief der Pfarrer entsetzt und stemmte beide Knöchel auf das Kanapee, in der Absicht, sich zu erheben.

Die Spenglerin hatte indessen schon das Klappfensterchen aufgerissen und den Kopf zwischendurch geklemmt. Plötzlich hielt sie das Taschentuch vor das Gesicht und rannte schluchzend in den Hausgang.

„Aha! also so stehts," brummte der Spengler, schob beide Hände in die Hosentaschen und durchmaß grollend das Zimmer, wobei er sein gehorsames Männchen-für-Alles-Gesicht in drohende Falten legte.

Der Pfarrer folgte ihm gestikulierend auf den Fersen. Jetzt oder nie, belehrte er, wäre der Augenblick gekommen, um seine Gottergebenheit und Selbstbeherrschung zu betätigen. Zunächst bestände die Aufgabe darin, sich sorgfältig vor jedem unvorsichtigen Worte zu hüten, welches einem Vorwurf gleich sähe, zumal bei dem zartfühlenden Gemüt des Gustav. Die rätselhafte Tatsache fordere in erster Linie nicht sowohl Tadel als Aufklärung. Zum Verzweifeln sei nicht der mindeste Anlaß vorhanden, abgesehen davon, daß der Mensch überhaupt niemals verzweifeln dürfe. Der Gustav sei ja noch jung und einem talentvollen Burschen stände jederzeit die ganze Welt offen. Uebrigens würde es ihn interessieren, mit dem Gustav selber zu reden, falls er sich bei dem Regen entschließen könnte, noch heute im Pfarrhause vorzusprechen; er gehe ja ohnehin nie vor elf Uhr schlafen, in seinem Alter. — Und nachdem er dem etwas bockigen Vater das Versprechen abgerungen, sich christlicher Geduld und Mäßigung zu befleißen, empfahl er sich.

„Ich kann es wahrhaftig nicht begreifen! wahrhaftig nicht begreifen!" murmelte er kopfschüttelnd, indem er vorsichtig die Treppe hinunterklomm, von wo er die wei-

nende Stimme der Spenglerin aus dem obersten Stock, aus Gustavs Schlafzimmer vernahm.

* * *

„Ich kann es wahrhaftig nicht begreifen,“ wiederholte er seufzend, als er im Pfarrhaus den Regenschirm ausschüttelte.

„Und mich würde es nur wundern, wenn's anders wäre,“ platzte ihm seine Frau entgegen. „Der Gustav gibt Zeit seines Lebens keinen Mediziner. Man hätte ihn halt sollen Musiker werden lassen, wie ich es immer sagte.“

„Das beweist alles nichts! Es ist schon mancher durchs Examen gekommen, er hat weniger gewußt!“ erwiderte der Pfarrer eifrig. „Uebrigens er kommt höchstwahrscheinlich selber, wir werden's bald erfahren.“

* * *

„Sag' nur um Himmelswillen, Gustav, wie hast du's gemacht, wie hast du's angestellt!“ überfiel er seinen Günstling, als dieser eine Stunde später kleinlaut anrückte.

„Ich weiß von nichts Besonderem,“ lautete die klägliche Antwort.

„Hast du die Kollegien nachgeschrieben?“

„Ziemlich viele,“ versetzte Gustav zögernd.

„Auf Notenpapier,“ ergänzte die Pfarrerin, welche eigenmächtig dem Verhör beiwohnte.

„Oder hast du vielleicht, wie man in der Studentensprache sagt, ‚geschwänzt'?“

„Nicht so oft. Etwa ab und zu im Winter, nach einem akademischen Ball. Ich dachte, wenn die Professoren

selber den Ball stiften und einem so freundlich dafür danken, daß man ihre Töchter zum Schottisch lädt, so könne man einem das unmöglich beim Examen zum Vorwurf machen."

„Es heißt," bemerkte die Pfarrerin spitzig, „die Uetlibergbahn habe einen fleißigen Abonnenten an dir gehabt."

Bei dieser Anspielung jedoch wurde der Delinquent hitzig. Er wolle sich keineswegs entschuldigen, auch Tadel und Scheltreden hinnehmen, soviel jedermann beliebe. Nur Selbstwidersprüche könne er nicht ertragen, weil das von Kind auf seine Antipathie gewesen sei. Er habe eine Idiosynkrasie dagegen und nenne das einfach Heuchelei. Tag für Tag hätte man ihm als erste Grundregel vom Katheder herunter gepredigt und in den Büchern doziert — und mit was für einem Nachdruck — der Mensch sei ein „Lufttier"; in den Wohnungen atme man „Schachtelluft" oder „Exkrementalluft"; wenigstens sechs Stunden im Tage solle jeder Mensch im Freien zubringen. „Mens sana in corpore sano." Nun mögen der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin doch gefälligst nachrechnen: Fünf Stunden Kollegien und Anatomie, wo es nicht gerade sonderlich desinfiziert rieche; dazu zwei Stunden für die drei Mahlzeiten, da er doch nicht draußen auf der Bahnhofstraße zu Mittag essen könne, unter einem aufgespannten Regenschirm, weil ihm solches das Dienstmädchen verweigern und die Polizei verbieten würde. Das mache also bereits sieben Stunden, ungezählt die Besuche, die er abzustatten oder zu empfangen, oder die Briefe, die er zu schreiben habe, oder das Warten in der Bibliothek und eine Menge ähnlicher unabweisbarer Exkrementalitäten. Deshalb hätte er es für seine Pflicht gehalten, die wenigen übrig bleibenden Stunden des Tages auf dem Uetliberg

zuzubringen, um das Gift aus seinem Körper zu schaffen und ein normales Lufttier zu werden. Hiermit habe er nichts anderes getan, als was man ihm anbefohlen hätte, weswegen er es eine himmelschreiende Ungerechtigkeit heißen müsse, wenn man ihm jetzt das nachträglich zum Fehler anrechnen wolle.

„Ganz recht!“ warf der Pfarrer gereizt ein. „Lade du nur die Schuld auf die andern! Das ist weitaus das beste Mittel zur Selbsterkenntnis!“

„Er soll dir doch lieber von seinen schriftlichen Examenarbeiten erzählen,“ spottete die Pfarrerin schnippisch.

Gustav erbleichte.

„Was ist's mit den schriftlichen Arbeiten?“ heischte der Pfarrer ängstlich.

Seine Frau übernahm die Antwort. „Man behauptet, solange die Welt steht, sei noch keine Prüfungskommission in den Fall gesetzt worden, Examenarbeiten zu lesen, in welchen der Kandidat sich über die Bücher seiner Examinatoren lustig macht.“

„Es kommt immer besser!“ ächzte der alte Rebenach, von seinem Sitz aufjuckend.

„Ich glaubte,“ erklärte Gustav mit feierlicher Ueberzeugung, „den Herren eine ausgesuchte Höflichkeit zu erweisen, indem ich ihnen zutraute, sie wären über die gemeine Empfindlichkeit verletzter Eitelkeit erhaben.“

Der Pfarrer rückte seufzend sein Käppchen aufs linke Ohr. „Jetzt fange ich an zu begreifen,“ meinte er.

„Uebrigens,“ lächelte die Pfarrerin, das eine Auge zukneifend und mit dem andern munter blinzelnd, „der künstlerischen Ausführung hat jedermann Gerechtigkeit widerfahren lassen. Rote Tinte, Fraktur, Kanzlei, Schnörkel,

Initialen und Vignetten, ein kalligraphisches Meisterwerk. Darüber herrscht nur eine Stimme der Anerkennung. Und über jedem Kapitel eine allerliebste Zeichnung, farbig getönt, mit dem sprechenden Konterfei eines Professors."

„Mir wird nicht mehr besser!" stöhnte der Pfarrer und ließ sich kraftlos in das Sofa zurückfallen. „Geh jetzt nur heim, Gustav, ich weiß für heute genug. — Jawohl, du bist mir ein origineller Feger! Jawohl, jawohl! Geh jetzt nur, wir wollen dann später miteinander die zerbrochenen Schüsseln zusammenlesen. — Jawohl, jawohl! Du machst mir schöne Sachen!"

„Der Teuggelersbursch!" knurrte er verliebt und schnalzte mit der Zunge, sobald Gustav weg war.

„Laß ihn einstweilen unsern Kindern Klavierstunden geben," urteilte die Pfarrerin einfach und bestimmt.

„Das wäre etwas! Das ist eine Idee! Aber vor allem will ich ihm mit Ruß und Salz ins Gewissen reden, von der Kanzel herab, damit ihm der selbstgefällige Hochmutsteufel vergeht. Erst muß man den Boden pflügen, bevor man Samen hineinwirft."

Und weil ihm der Zorneifer die Gedanken aufjagte und auf gedeihlichen Schlaf zunächst nicht zu hoffen war, schickte er seine Frau zu Bett, worauf er unverzüglich eine heilsame Bußpredigt entwarf, mit bittern Wahrheiten und nahrhaften Kernsprüchen. Er geriet bald in zügiges Fahrwasser, in welchem ein köstlicher Gedankenfisch jeweilen ein Dutzend Verwandte nach sich lotste, und wunderbar fügte es sich, daß die vorhandene Bibel- und Spruchweisheit sich so herrlich auf Gustav münzen ließ, als hätte er dazu Modell gestanden. Die Vorstellung aber, wie am nächsten Sonntagmorgen die wohltätigen Geistesblitze, einer

dicht hinter dem andern, in Gustavs Kirchenstuhl fahren und daselbst in dem verstockten Herzen herumwettern würden, daß die Quadern des Hochmutstempels nur so wie Zündhölzchen herumstoben, stimmten ihn allmählich überaus vergnügt, weshalb er bis spät nach Mitternacht trällernd und grölend dem nützlichen Bekehrungswerk oblag, wie das so seine unhygienische Art war, wenn ihn die Inspiration in flüssigem Zustande besuchte.

„So gut wie heute bin ich noch selten aufgelegt gewesen," schmunzelte er, als er endlich mit zufriedenem Gemüte das Schlafzimmer betrat.

Zweites Kapitel.

Schlimme Tage.

Am andern Morgen aber wußte ganz Heimligen, der Spengler Gusti sei durch's Examen gefallen.

Die erste Wirkung des Ereignisses war eine Aufwallung des Staunens, gemischt mit einer dämmernden Ahnung, daß bei dem Examen etwas nicht so gewesen sein müsse, wie es hätte sein sollen. Man sammelte sich zahlreicher als gewöhnlich zum Frühschoppen, um einander zu helfen, die unbestimmten Gedanken ins Bewußtsein hinaufzuwinden.

Und da ergab sich dann eine allgemeine Empörung gegen Dr. Spirillus, den Präsidenten der Prüfungskommission. Den andern konnte man's zur Not verzeihen, sie waren ja aus dem untern Kanton. Aber daß Dr. Spirillus, ein Oberländer, der noch dazu eine Heimligerin zur Frau hatte, den Spengler Gusti, den Sohn einer geborenen Graber, durchfallen ließ, ist das Patriotismus? Ist das der Dank für das Stipendium, das ihm der Bezirk vor dreißig Jahren gewährleistet? Ohne das Stipendium hätte er überhaupt nicht studieren können; er würde jetzt mit den Stieren zu Acker fahren und hieße nicht Dr. Spirillus, sondern Spirillendäni von Hinterfingen. Und sie waren noch so gutmütig gewesen, ihn in den Kantonsrat zu wählen! aus Anhänglichkeit an seine Frau! Und wer immer von Heimligen nach der Residenz reiste,

besuchte den Dr. Spirillus und brachte ihm einen Korb voll Birnen oder Aepfel oder Kartoffeln, je nachdem, und einen Mund voll Grüße. Und jetzt, bei der ersten Gelegenheit, da er seiner Heimat seine Erkenntlichkeit beweisen konnte, ließ er ihren Gusti durchs Examen fallen! Aber der soll sich getrauen, sich im Städtchen blicken zu lassen! Dem werden sie den Kopf striegeln, daß er sauberer davonziehen soll als ein Rekrut nach einem türkischen Bad!

Freilich, allerdings, den Gusti wollten sie nicht völlig entschuldigen. Das Unrecht liegt ja bekanntlich immer auf beiden Seiten. Er war von klein auf ein überspannter Bursch gewesen, das hatten sie ihm oft genug vorgehalten und ihn gewarnt und ihm vorausgesagt, wenn er sich nicht in acht nehme, so werde er schließlich noch ein Dichter werden oder sonst etwas Geschupftes. Und das Musizieren hatte er auch übertrieben. An und für sich wollten sie ja gegen die Musik nicht das mindeste einwenden; das ist gewiß eine schöne Kunst, namentlich in der Familie. Sie spielten ja selber Gittare oder Trompete. Nur alles zur rechten Zeit; am Sonntag nachmittag nach der Kirche oder meinetwegen auch am Samstag abend. Aber dies beständige Klavierklimpern am heiterhellen Morgen, wenn andere schaffen und werken, das führt zu nichts Gutem, das konnte man vorhersehen.

Sie hielten es daher für ihre Pflicht, dem Gustav strafende Pädagogengesichter zu weisen, wenn er sich würde blicken lassen, obschon sie Mühe hatten, das auszuführen, da sie dem Gustav im Grunde wohlwollten. Auch beratschlagten sie angelegentlich unter sich, was für ein Aemtchen man ihm etwa mit der Zeit zuhalten könne.

Inzwischen machten die Frauen Heimligens den Spenglers in den nächsten Tagen Teilnahmsbesuche wie bei einem Trauerfall. Und nicht ohne Anlaß; denn die guten Leutchen gaben vor Herzeleid beinahe ihren kleinen Geist auf. Bald wünschten sie, sie möchten beide tot sein, bald, daß sie doch schon längst gestorben wären, ehe sie das erlebten, ja sie streiften mitunter sogar mit den Gedanken hart an dem Bedauern vorbei, daß ihnen der liebe Gott ihren Gustav nicht entrissen, als er noch ein guter, unschuldiger Bub war, damit sie doch wenigstens nicht mit Bitterkeit seiner gedenken müßten. Und wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, drückten die Teilnahmsbezeugungen den Stachel des Grams nur noch tiefer in ihre Seele. Der eine fragte, was sie nun mit Gustav anfangen wollten, der andere machte darauf aufmerksam, der Briefträger sei alt und hinke, und Gustav könnte vielleicht einmal seine Stelle erhalten.

Der Zuckerbäcker aber, der Vetter der Spenglerin, schenkte seiner Base einen kohlschwarzen Schokoladekuchen mit einem rosenfarbigen Zuckerkränzlein: „Verzage nicht!" Oben auf dem Fladen steckten bittre Mandeln, in der Mitte schmackhafte, auf dem Grunde kandierte.

* * *

Zwei lange Tage sperrte sich Gustav ein, in der Hoffnung, die unwillkommene Teilnahme an seinem Mißgeschick zu ermüden.

Umsonst. Mit jener Beharrlichkeit, mit welcher man auf den Transport eines Doppelmörders wartet, lauerten die Weiblein der Nachbarschaft auf seinen ersten Ausgang, neugierig, zu erfahren, wie ein durchs Examen Gefallener ausschaue.

Als er sich daher am Abend des dritten Tages um die Dämmerungszeit vorsichtig auf die Straße wagte, erlitt er ein zweites, noch weit peinlicheres Examen. Zwar die Männer, trotz ihrem pädagogischen Vorsatz, grüßten ihn leidlich freundlich; dagegen die Frauen, denen ja alle Tatsachen und besonders die gestempelten, immer gewaltig imponieren, blinzelten ihn schon schärfer an.

Hartherzig und grausam behandelten ihn die Kinder. Die halbwüchsigen Schulmädchen, welche am Rand der Straße neben dem Trottoir Ball spielten, wichen scheu zur Seite, mit einem Anflug des Ekels, als wenn ein triefäugiger, nach Schnaps riechender Vagabund dahergekommen wäre. Die Rangen, die sich auf den Bänken herumbalgten, zankend und lärmend, schlossen plötzlichen Frieden, wurden stille, guckten ihm frech ins Gesicht und murmelten, sobald er vorbei war, erst leise, dann immer lauter, im rhythmischen Chor: „Durchgefallen! durchgefallen!"

Das war nun alles nicht sonderlich Schlimmes. Allein die Phantasie der Schmach, erfinderisch vor allen andern, vergrößerte in seinen Augen die Beschimpfung und seine Empfindlichkeit verallgemeinerte sie, so daß er wähnte, zwischen lauter übelwollenden und unbilligen Richtern zu wandeln. Als er daher schließlich wirklicher Bosheit begegnete, faßte er diese nicht als Ausnahme, wie sie es wirklich war, sondern als die folgerichtige Gipfelung seiner Verhöhnung auf.

Die Bosheit widerfuhr ihm aus dem „Ochsen". Dort saß am offenen Fenster der Müller Jonas Hauri, welcher, man wußte nicht recht warum und wieso, mit allgemeiner Zustimmung neben seiner Müllerei noch das Geschäft eines

Sittenrichters von Heimligen betrieb. In den meisten kleinen Ortschaften findet man ein solches Gewohnheitsrecht auf Sittenmeisterei; bald fällt dieses einer ganzen Familie zu, in welcher es sich vererbt, bald haftet es an einer Person. Um dies Privilegium zu erlangen, sind verschiedene Dinge notwendig: vor allem ein gewisser Wohlstand, dann gute Maulwerkzeuge und ferner eine unerschütterliche Schnödigkeit.

Der Müller Jonas Hauri verdankte sein Zensoramt neben den genannten Bedingungen hauptsächlich seiner Haarigkeit. Er ging nämlich Sommer und Winter nicht bloß ohne Rock und Weste, sondern sogar mit bis auf den Nabel geöffnetem Hemd herum, so daß seine zottige, achtunggebietende Brust in ihrer ganzen stolzen Breite sichtbar wurde; mit seinen roten, bis an die Ellbogen entblößten und ebenfalls mit dichtem Pelz bewachsenen Armen kratzte er im Ruhestand beständig am Schulterfleisch. Diese Gebärde trug so klar und überzeugend den Stempel altväterlicher Heldentugend, daß die Heimliger den Müller als das Symbol der Rechtschaffenheit verehrten und ihm stillschweigend die Erlaubnis einräumten, über die Sünden jedes Einwohners zu poltern, öffentlich, das heißt im Wirtshaus. Dabei legte er eine Vertrautheit mit den geheimsten Familienereignissen an den Tag, welche einer Klatschbase aus der Hintergasse Ehre gemacht haben würde.

Besagter Hauri nun haßte von jeher den Spengler-Gustav und zwar mit gehäuftem Haß, der aus mehreren Ursachen gleichzeitig Nahrung zog. Da spielte der Groll des Bauern gegen den Gebildeten, der Grimm des Muskelarbeiters gegen den Seelenmenschen, das Gift des nüchternen Geschäftsmannes gegen den Idealisten und nicht zum

wenigsten der Neid des Alters gegen die Jugend durcheinander. Die Niederlage Gustavs im Examen verschaffte also dem Müller Hauri das Vergnügen eines persönlichen Triumphes. Sobald er daher den Durchgefallenen auf der Straße erspähte, deutete er mit ausgestreckten Armen nach ihm, so daß sämtliche Gäste des „Ochsen“ ans Fenster eilten, und erzählte ihnen mit lauter Stimme, damit es das Opfer ja höre, das Ereignis; verblümt mit Charakterschilderungen und Weisheitssprüchen seines Stils.

Dermaßen empfangen, rettete sich Gustav seitwärts in den „Sternen“, wo er mit flüsternder Stimme ein Glas Wein verlangte, aber nicht wagte, es zu berühren. Die hübsche Kellnerin verzog schnippisch den Mund, maß ihn mit einem verächtlichen Viertelsblick, stolzierte mit den knarrenden Stiefelchen in den Ofenwinkel und bückte sich tief über eine Zeitung. Offenbar hielt sie ihn nicht für würdig, daß er ihr beneidetes Gesichtchen sehe. Der Sternenwirt jedoch kanzelte das Dämchen kräftig zurecht, setzte sich zu dem Geächteten, reichte ihm die Hand, ließ sich, seine natürliche Schweigsamkeit überwindend, in ein längeres Gespräch mit ihm ein, suchte ihn auf alle mögliche Weise zu erheitern, und klopfte ihm endlich freundschaftlich auf die Schultern:

„Mut! Gusti! Nimm dir die Lumperei nicht zu Herzen! Ein braver Bursch wie du immer gewesen bist, bleibst du deswegen doch, das können dir die Examinatoren nicht stehlen, und das ist am Ende die Hauptsache. Und wenn dir ein Spitzbube etwas Schlechtes sagt“ — bei diesen Worten jagte er einen Blick nach dem „Ochsen“ hinüber —, „so antworte ihm, er solle vor seiner eigenen Türe wischen; und wenn er dir etwas tut, so wehre dich — du bist ja groß und stark — oder wenn du’s nicht

mit ihm aufnehmen magst, so komm zu mir und hol' mich: ich werde schon mit ihm fertig."

Gustav schaute den Sprechenden groß an, suchte nach Worten und fand keine. Endlich schlich er verlegen, einen unverständlichen Dank stammelnd, nach Hause.

Aber seit dieser Stunde hing er an dem Sternenwirt wie an einem nahen Verwandten.

Um den hundertfältigen Strafen und Oeffentlichkeit auszuweichen, blieb er nun daheim, mußte jedoch bald erfahren, daß von allen Qualen der Anblick des Schmerzes, den einer seinen Angehörigen verursacht, die unerträglichste ist.

Jede Bewegung, jeder Seufzer seiner Eltern war ihm ein Vorwurf und hiermit eine Gemütsfolter.

Nicht als ob sie ihn wörtlich getadelt hätten, dafür waren die Spenglers viel zu gut und schonend. Allein den Schmerz, der ihnen alle Lebensfreude raubte, vermochten sie nicht vor ihm zu verbergen. Die Mahlzeiten verliefen stumm und jedes Gespräch, wenn man überhaupt sprach — denn das geschah nur im nötigsten Fall —, wurde flüsternd abgemacht. Wie da die Tage lang schienen! wie jedes Hausgeräte den Gustav mit unerbittlicher Ewigkeit anstarrte, als würde er nie in seinem Leben mehr aus diesen Schraubstöcken der vier Wände loskommen! Und des Abends bereiteten ihm die Eltern in ihrer rührenden Einfalt noch eine Szene, deren Grausamkeit sie nicht ahnten. Nachdem sie wie gewöhnlich die Bibel aufgeschlagen, holten sie den Gustav herbei, setzten ihn neben sich, gaben ihm von beiden Seiten die Hand und lasen mit zitternder, oft von Tränen erstickter Stimme das Kapitel vom verlorenen Sohn. Nachher küßten sie ihn

bewegt und legten ihre von Kummer matten Herzen zu Bett, wo kein Schlaf sie aufsuchte.

Das trug er drei Tage; vom Donnerstag bis zum Samstag. In der Frühe des Sonntags aber, als ihm in der grauen, schmutzigen Regendämmerung das aufdringliche Festglöcklein den unendlichen Feiertag um die Ohren gellte, an welchem keines wußte, was es mit sich selber beginnen solle, geschweige denn mit seinem Nächsten, überschlich ihn eine solche jämmerliche Verzweiflung, daß er inne ward, tiefer in das Grundwasser könne er schwerlich sinken. Und da kam ihm vor, es müsse sich hier verhalten wie beim Flußwasser, wo man nach dem wuchtigsten Fall langsam wieder emporgehoben wird, in dem Augenblick, da man zu ersticken glaubt. Diese Vorstellung richtete ihn einigermaßen auf, und wie er nun mit ruhigem Geist die Umstände erwog, bemerkte er zwischen der Oeffentlichkeit und dem Daheimsitzen den Spaziergang in die Einsamkeit als tröstlichen Ausweg.

Weil er aber von Natur ein gescheiter Mensch war, führte er auch ungesäumt aus, was er für ersprießlich erkannt hatte, und eilte ungeachtet des Regens um die nächste Ecke in den Wald, wo er mit Genugtuung sich die Pein ausmalte, welcher er durch seine Klugheit entronnen war und welche nun zu Hause vergebens auf ihn wartete, und mit Wollust die Glocken zur Predigt läuten hörte, wo ihn niemand finden würde.

* * *

Inzwischen stapfelte der würdige Rebenach in der Mitte seiner sieben Töchter mutig und angriffslustig der Kirche zu, obschon ihn allmählich ein geheimes Mitleid beschlich,

da es ihm nachträglich vorkam, er hätte den armen Gustav denn doch gar zu unbarmherzig hergerichtet. Wie er jedoch Gustavs Platz beharrlich unbesetzt bleiben sah, so daß die vielen feinen Beziehungen und treffenden Anspielungen sämtlich in dem leeren Kirchenstuhl spurlos verenden mußten, übermannte ihn ein unbändiger Prophetenzorn, daß er vor Ingrimm nach allen Himmelsrichtungen schielte.

„Der liebe Gott müsse offenbar den Gusti noch gründlicher in den Tiegel nehmen, um seinen verhärteten Trotz weichzuschmoren." So trompetete er bei der Heimkunft, während ihn seine Frau aus dem priesterlichen Talar schälte.

Von Klavierstunden wollte er nichts mehr hören, sondern zog seine Hand von Gustav, ihn der Strenge des Schicksals überlassend.

Drittes Kapitel.

Gottselige Faulheit.

Die Strenge des Schicksals nahm zunächst die Gestalt eines mürrischen Aprilwetters an, welches nur kümmerliche, verstümmelte Spaziergänge gestattete und öfters Musterproben von Acker- und Waldboden an den Schuhen und Hosen mitgab.

Als jedoch gegen Mitte Mai die Sonne auf die inzwischen in vollem Saft grünende Landschaft zu strahlen anfing, flog Gustav aus wie eine Schwalbe; vom frühen Morgen bis zum späten Abend, nur zu den Mahlzeiten nach Hause kehrend.

Zuerst war er mitunter sogar über das Essen weggeblieben; indessen bat ihn bei seiner Rückkunft die Mutter so eindringlich, ihr solches nicht mehr anzutun, daß er fortan, wenn er das Echo der Mittagsglocke schwingen hörte, die steilsten Abhänge im fliegenden Lauf über Stein und Geröll hinabrutschte, um nicht zu spät zu erscheinen.

Die Spenglerin nämlich war von ihrer Meinung, es wäre vielleicht besser gewesen, der liebe Gott hätte den Gustav als Kind zu sich genommen, bekehrt worden, als sie eines Nachmittags in der Zeitung las, ein Student sei aus dem Fenster des vierten Stockes gesprungen, weil er das Examen nicht bestanden hatte. Selben Nachmittag lief sie wie ein gehetztes Reh zum obern Tor hinaus, bis zu den Felsen des Wasserfalls empor, und als sie bei ihrer Rückkunft ihren Gustav zu Hause traf, strich sie ihm mit

den Händen über die Wangen und lobte ihn mit bebender Stimme dafür, daß sie wenigstens bei seiner bewährten Kindesliebe die Zuversicht hegen dürfe, er werde sich niemals ein Leid antun.

Damit war der Höhepunkt des gemeinschaftlichen Elends überschritten und die täglichen Abwesenheiten des Sohnes ließen ihn des Abends willkommen erscheinen. Auch die Vorlesungen über den verlorenen Sohn hörten mit jenem Tage auf.

Gustav gedieh bei aller Trostlosigkeit durch das andauernde Umherklettern im Sonnenschein so frisch und kräftig wie nie vorher, und wenn er zuweilen auf einer entlegenen Waldhöhe sich auf die Erde legte und schluchzte, so geschah das nicht allein vor Leid, sondern auch vor Ahnung eines unbekannten wehmütigen Glückes, das ihm vor Augen gaukelte und das er an keinem Orte des Waldes zu erhaschen vermochte. Vor jedem steilen Pfad meinte er, es müsse von oben herunter eine schöne Frau im blauen Samtkleid ihm entgegensteigen, schöner als alle Professorstöchter der Universitätsstadt. Auf den Gipfeln zogen Prozessionen überirdischer Geschöpfe an ihm wie Zirkusreiterinnen vorüber, auf weißen und schwarzen Rossen, in silbernen und goldenen Rüstungen. Und öfters begegnete es ihm, daß er sich umsah, ob nichts Paradiesisches von hinten an ihn heranschleiche. Wenn er dann nichts entdeckte als Trüpplein Ameisen, die den Knüppelweg heraufkletterten, rieb er seine heißen Wangen an einem glatten Buchenstamm wie ein Hirsch. Der Kuckuck höhnte, die Elster lästerte und Tränen sprangen ihm aus den Augen.

* * *

Die paradiesischen Erwartungen hinderten ihn übrigens nicht, den bäurischen Berg- und Walddörflein, wenn sie ihm gerade über den Weg liefen, Traulichkeiten abzuspüren. Wo etwas herauslugte, da staunte er mit seinen starren Traumaugen hinein, und wo ein Gärtlein winkte, umspann er es mit seiner Phantasie. Jede menschliche Wohnung ward ihm zum Ereignis und in jedem Ereignis geschahen herrliche Wunder; die Wunder aber trugen entweder Locken oder Zöpfe. Hie und da blieb er hangen und kehrte wieder. Ein Wirtshäuschen oben auf der Bergkuppe, an dessen Mauern die untergehende Sonne Fensterglühen spielte, so daß der kahle Gipfel völlig im Feuer schwamm, diente ihm während mehrerer Tage zur Abendstation. Dort bestellte er zwar weder Wein noch Bier, ergötzte sich dagegen an dem staubigen Spinett, dem allerlei Töne abhanden gekommen und manche Tasten in die Brüche gegangen waren. Er achtete es nicht einmal, sondern hielt sich an das Vorhandene; das rückte er seiner glückschweren Einbildung unter, wodurch diese auf drei Füßen in die Wirklichkeit gestellt wurde. Etwas Anmutiges mit zutraulichen Augen, das er nicht mit Namen kannte, leuchtete bei seiner Ankunft auf, setzte sich mit dem Strickzeug neben ihn solange er musizierte, gebot den Gästen Stillschweigen und geleitete ihn beim Scheiden bis zur Tür. Niemals eröffnete er ein Gespräch; ungern und einsilbig gab er Antwort. Wo ihn ein neckischer Gruß oder ein übermütiger Blick empfing, dahin kehrte er nicht wieder. Denn seine Stimmung war allzeit feierlich, sein Auge trunken von Sonne, sein Herz voll von singenden Ahnungen. Aber zwischen einem Pfirsichspalier und einem Quittenhag eine jugendliche Wohlgestalt auf-

zuscheuchen, die sich bei seinem Anblick hoch aufrichtete und seinen suchenden Blick mit ihrem fragenden trotzig aushielt, so daß beim Vorübergehen Seele an Seele sich flüchtig streifte, wie Samt an Seide, das war ihm Genuß; und solchen Genuß legte er sich als Lohn irgend einer redlich gewonnenen musikalischen Erfindung zurecht. Dergestalt streifte er ohne Zweck noch Absicht im Weichbilde des obern Kantons herum, wie Adam im Garten Eden, wie eine vom Wind in Umgang gesetzte Kastanienblüte, welche weder Weg noch Steg auf Erden kennt, aber innig erbebt, so oft etwas Maronisches die Luft durchzittert.

* * *

Kehrte er dann in der Dämmerung nach Heimligen zurück, den Blick von stundenlang genossenem, klarem würzigem Waldeszauber geblendet, die Haut von Luft gebeizt und vom Jugendblut elastisch gespannt und jede Muskel in wonniger Müdigkeit gekräftigt, so fühlte er sich allen Menschen Freund, und jedes Ding bedeutete ihm Heimat.

Kam er vom untern Tor, so humpelte ihm der Dachs des Försters entgegen, den Leib vor Freundschaft krümmend wie eine Eidechse und mit dem wedelnden Schweif ringelförmig die Straße dreschend. Bog er vom Berg hinunter ins Städtchen, so kreischte der grüne Papagei des Majors durchs Fenster: „Mariage, du Lappi! Herz ist Trumpf!“ Und der Brunnen am Eingang der Hintergasse, im Abendschatten sprudelnd, empfing Licht aus seinen Blicken, daß der Quell aus der Röhre in tausend Farben perlte wie eine Kalospinthe.

Zu Hause grüßte ihn ein stiller, warmer Nestfrieden, welcher darum, weil kurz vorher kopflose Gemütsverwirrung geherrscht hatte, nur noch inniger gedieh. Es sei denn, daß ihm Maikäfer aus dem Aermel schnurrten, was Spenglers schlechterdings nicht ertrugen. Deshalb wurde er jeden Abend erst umständlich durchsucht, ehe man ihm vollkommen traute.

* * *

In seiner kindlichen Einfalt dachte Gustav gar nicht daran, daß dies Herumstreichen, das ihm nach und nach wie etwas Selbstverständliches vorkam, jemals aufhören könnte. Der Vater aber deutete die grüne Seligkeit auf Botanik und ließ wiederholt gegenüber seiner Frau die billigende Bemerkung fallen, wenn denn schon einmal der Junge nicht zum Doktor tauge, so müsse er es in der Tat als das Vernünftigste anerkennen, daß er seinen Sehwinkel auf die Apotheke einstelle.

Bis ihm eines Abends der vermeintliche Apotheker eine Enziane für ein Vergißmeinnicht heimbrachte, bei welcher Gelegenheit dem Spengler die bemühende Ahnung dämmerte, sein Sohn treibe auf den Bergen Allotria.

Von da an sah der Tausendkünstler dem täglichen Herumschweifen scheel zu und sein Mißtrauen wurde von der Stimme der öffentlichen Meinung gestärkt, welche sich unter der unmaßgeblichen Form von Fragen je länger desto angelegentlicher mit Gustav beschäftigte, wenn der Spengler nach dem Nachtessen seinen bürgerlichen Pflichten im „Ochsen“ oder in der „Eintracht“ nachkam. Wann denn die „Examenferien“ endlich zu Ende seien und was er schließlich aus dem gefehlten Studenten zu machen ge-

denke? Ob er nicht selber finde, es wäre nachgerade allmählich Zeit, sich über einen ehrlichen Beruf zu entscheiden? Oder ob vielleicht seine Frau, die Spenglerin, heimlich geerbt habe, daß er sich den Luxus erlauben könne, seine Kinder als vornehme Nichtstuer in den Wäldern tagdieben zu lassen?

Das Männlein war von wächsernem Stoff, so daß jedes robuste Urteil den Eindruck seiner Finger in seinen Ueberzeugungen zurückließ. Daher tischte er beim Mittagessen jeweilen die erlittene Gemeindeweisheit als eigenes Gewächs auf, wodurch von neuem Ungemütlichkeit ins Haus zog. Denn Gustav fühlte sich durch den Bierhefegeruch dieser Pintenphilosophie in seinem Schlaraffenidealismus verletzt und gab es zu merken. Als aber die Mutter vermitteln wollte, hätte sie beinahe den Krieg zwischen Vater und Sohn aufgestochert.

* * *

Sie meinte nämlich, warum Gustav schließlich nicht ebensogut Musiker werden sollte, da er doch von Jugend an solch einen unbändigen Hang dazu bekundet habe. Demzufolge und weil ein anderes Tor sich nicht öffnen wollte, wurde, was von Notenschnörkeln sich zwischen den Kollegienheften herumtrieb, hervorgekramt, hastig abgeschrieben oder ergänzt, in eine Mappe gepackt und dem Sekundarlehrer Steckli, Dirigenten des Gemischten Chors, zur gefälligen Begutachtung überreicht. Das erzeugte eine kurze Frist gespannter Erwartung, welche von den Hoffnungen dazu benützt wurde, sich mietweise wieder einzuschleichen. Allein am vierten Tage begegnete der Tausendkünstler dem Steckli, dem Sekundarlehrer. Dieser stellte

ihn, redete volkstümlich von diesem und jenem, von der Verfassungsrevision, von der Bachkorrektion, von Bulgarien und Paraguay, vom Seppeludi, der in der Nacht plötzlich gestorben sei, mitten im Rausch, und vom Jonas Hauri, dem Müller, der seit heute Morgen im Turm sitze, weil er scheint's das Unglück gehabt habe, Vogtsgelder zu unterschlagen, und wie man den weit und breit geachteten Mann allgemein bedaure. Schließlich kam er beiläufig auch auf den Gustav zu sprechen. Er müsse sich sehr entschuldigen, noch nicht geschrieben zu haben, aber es sei eine große Verantwortlichkeit, man könne sich so leicht täuschen. Nur müsse er offen gestehen, seinerseits nichts in den allerdings auch etwas flüchtig hingeworfenen Notenstücken gefunden zu haben, was ihn berechtigte, einen Vater zu dem folgenschweren Entschluß aufzumuntern, seinen Sohn die dornenvolle Künstlerlaufbahn einschlagen zu lassen, welche nur in ganz seltenen Ausnahmsfällen, die übrigens hier kaum zuträfen, eine rosige genannt werden dürfe. Doch, wie gesagt, es sei eine schwere Verantwortlichkeit; er rate daher dem Spengler, um vollkommen sicher zu gehen, die Akten dem Herrn Musikdirektor Storch in Obsingen, Dirigenten des letztjährigen kantonalen Sängerfestes, zu unterbreiten, dessen Urteil er blindlings unterschreibe.

Das geschah. Aber als nach zwei Wochen das sehnlich erwartete Schreiben mit dem Postzeichen Obsigen einlief — es war mit der Zwölfuhrpost während des Mittagessens —, begab sich der Spengler in die Fensterecke, las schweigend, steckte den Brief in die Seitentasche, schwieg weiter und aß seine Suppe zu Ende. Den Wein lehnte er ab und verweigerte die Fleischvögel.

Beim Aufstehen vom Tisch floß ihm die Galle über: „Hinten nichts und vorne nichts und überall nichts!“ verkündete er und hob verächtlich die Schulter.

Gustavs Augen funkelten und seine Muskeln juckten. Allein die flehenden Gebärden der Mutter vermochten es, daß er seine Erwiderung hinunterschluckte.

Der Spengler aber, nach Gustavs Weggang, befahl mit verlorener Stimme, die Fleischvögel aus der Küche zurückzubringen.

Viertes Kapitel.

Im Pfarrhause.

Jetzt erachtete der Pfarrer den Zeitpunkt gekommen, um seinen Trumpf auszuspielen.

Er hatte zu seinem Verdruß beobachten müssen, daß das Schicksal ohne Rücksicht auf seine strategischen Pläne getrennt operierte, und daß der Pönitent, statt im Tiegel zu schmoren, von Tag zu Tag blühender und üppiger gedieh. Darum fand er es für geratener, die Bekehrung nicht einzig dem Himmel anzuvertrauen, sondern den Sünder etwas mehr in seine Nähe zu ziehen, um die Pfarrhausatmosphäre auf ihn wirken zu lassen. Nur heischte er als gewiegter Pastoraldiplomat einen annehmbaren Vorwand zur Kursänderung.

Sobald er nun von der absprechenden Kritik der beiden Vaterlandsmusiker Wind erhielt, denen er als Seminarzöglingen gründlich gram war, erspähte er die Gelegenheit, gleichzeitig seinem Gustav unter die Arme zu greifen und den verabscheuten Schulmeistern einen Nasenstüber zu verabreichen.

Er zitterte also zu den Spenglers hinüber und entwickelte ihnen mit seiner eigentümlichen, halb fistelnden, halb trompetenden Stimme — eine Tonart, die man in Heimligen Gigaksen nennt — seinen Plan hinsichtlich der Klavierstunden im Pfarrhause. Was sie dazu meinten?

Die Spenglers schwammen in Dankbarkeit. Immerhin erheische es ihr Gewissen, den Herrn Pfarrer darauf aufmerksam zu machen, daß der Gustav ein gar schwacher Held in der Musik sei, wenigstens wie der Herr Sekundarlehrer Steckli und der Herr Kapellmeister Storch versicherten.

Der Pfarrer erhob dröhnend die Stimme: der Herr Sekundarlehrer Steckli solle meinetwegen über die Vorzüge des Guano vor dem neuesten kantonalen Schulreglement reden, nur nicht über Musik. Und der Herr Kapellmeister Storch möge erst beim Gustav das Noteneinmaleins lernen, ehe er sich über ihn ein Urteil anmaße! So rief er und schielte vor Aufregung.

Hernach bekräftigte er ruhig, begütigt durch die Jerichotöne seines Kehlkopfes: „Also der Gustav soll nur morgen vormittag gleich den Anfang machen. Etwa so zwischen zehn und elf oder auch früher; je nachdem wie es ihm recht ist.“

* * *

Am folgenden Tag machte sich Gustav in seinem neuesten Anzug, sauber gebürstet und unzählige Male von der Spenglerin verbessert, die ihn immer wieder an einem Bein und Aermel zupfte, auf den Weg ins Pfarrhaus. Seine Mutter hatte ihm sogar für diesen Ehrengang einen neuen Strohhut gekauft, den sie, weil er etwas zu weit war, sorgfältig mit Zeitungspapier statt eines Futters ausstopfte.

Wie sie ihn so glatt und satt davon spazieren sah, dünkte sie sich nicht wenig über ihren schmucken Durchgefallenen und vertraute auf Gott, er werde schon noch

alles zum Besten wenden. Im stillen aber hoffte sie, Gustav werde gescheit genug sein, sich in eine der sieben Pfarrerstöchter zu verlieben, da er jetzt eine so schöne Gelegenheit dazu habe.

Als der neubackene Klavierlehrer sich im Pfarrhause vorstellte, wurde ihm ein sonderbarer Empfang zuteil. Helene, die älteste der Pfarrerstöchter, in den Saal eintretend, wo er, den Hut in der Hand, bescheiden wartete, ohne nur zu wagen, in dem goldberänderten Photographiealbum zu blättern, stutzte bei seinem Anblick, grüßte mit kaum verhaltenem Lachen und verschwand sofort wieder.

Darauf erschienen die übrigen Pfarrerstöchter, eine nach der andern, zuerst Mina, die dritte, dann Emma, die vierte, endlich die drei jüngsten miteinander. Sie traten ein, guckten ihn rasch an, schrien laut auf vor Vergnügen und huschten unverzüglich wieder rückwärts, einander vor Fröhlichkeit beinahe über den Haufen stoßend.

Bis endlich die Frau Pfarrer mit Marie, der zweitältesten, ruhig lächelnd und freundlich die Hand bietend, ihn begrüßte. Er nahm seine Sendung ernst, so daß er nur kurz und oberflächlich Antwort gab, bis sich Marie ans Klavier setzte, um sein Wissen und Können in Anspruch zu nehmen. Bald vergaß er alles übrige, legte ihr die Finger zurecht, verbesserte ihren Anschlag, fuhr gereizt in die Höhe wie von einer Biene gestochen, so oft sie ein Kreuz oder ein b vernachlässigte, stieß dagegen entzückte Ausrufe aus, wenn eine besonders herrliche Passage an die Reihe kam. Marie gehorchte mit schüchternem Gebaren allen Ermahnungen ihres Lehrers, dabei aber vermied sie geflissentlich, ihn anzusehen.

Und dazwischen öffnete sich immer wieder die Tür, um einige naseweise Mädchenköpfe durchzulassen, die augenblicklich wieder verschwanden. Im Korridor indessen ertönte ein unaufhörliches Zischeln und Rufen, unterbrochen von vielstimmigem, halbunterdrücktem Jubelgelächter.

Als er sich dessen am wenigsten versah, starrte Marie auf die Tasten, legte die Hände in den Schoß, zuckte mit den Schultern, verbiß die Lippen — endlich schluchzte sie in krampfhaftem Gelächter hell auf und verließ schleunigst das Zimmer. Hätte ihm nicht die Frau Pfarrer mit äußerst freundlichen Worten gedankt und ihn dringend eingeladen, täglich zu erscheinen, so würde er wohl schwerlich wieder gekommen sein.

Bei seiner Heimkunft entfuhr der Spenglerin ein kleiner Schreckensschrei:

„Hoffentlich wirst du dich nicht so im Pfarrhause gezeigt haben!" rief sie. Damit führte sie ihn zum Spiegel.

Rund um seine Stirne war ein Zeitungsblatt geklebt, wo unter anderem folgendes zu lesen stand:

„Für Damen!!! Ein junger gebildeter Mann von gefälligem Aeußerm sucht in Ermangelung von Damenbekanntschaften auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine passende Lebensgefährtin. Auf Schönheit wird weniger Gewicht gelegt als auf einen sanften Charakter und einiges Vermögen. Offerten beliebe man an die Redaktion des Blattes unter Chiff. A. N. einzusenden. Strengste Diskretion wird zugesichert."

Es war das Zeitungsblatt, welches die fürsorgliche Spenglerin in den Hut gestopft hatte und welches bei der Hitze an seinen Kopf kleben geblieben war, als er den

Hut abnahm. So schlug die allzu eifrige Bemühung der Spenglerin, daß ihr Sohn vollkommen im Pfarrhause erscheine, ins Lächerliche um.

Eine der Pfarrerstöchter aber, die dritte, Mina mit Namen, verliebte sich von Stunde an in den Gustav, so unglaublich es klingt. Es kommt eben, wenn man jung und hübsch ist, nur darauf an, einen Nachdruck in ein Mädchenherz auszuführen, einerlei womit.

* * *

Und Gustav ging von nun an täglich ins Pfarrhaus hinüber; erst für eine Stunde, dann für zwei, später für einen halben und nicht viel nachher für einen ganzen Tag.

Er fühlte sich dort wohl; man verstand seinen Charakter, schätzte seine Talente und verzieh ihm seine Eigentümlichkeiten. Der Phantasiemensch fand Pflege im Hause des offiziell vom Staat beglaubigten Oriental-Metaphysikus, den man mit einem Wort „Pfarrer“ nennt.

Es verschlug wenig, daß die subventionierte Metaphysik eine durchaus von der seinigen verschiedene war daß der Pfarrer das Uebersinnliche aus Kanaan bezog, während er es vielmehr aus der Gegend des Parnaß und Arkadien holte; Hauptsache war, daß jeder von beiden Teilen etwas als das höchste Ziel der Menschen betrachtete, was nicht zum Essen und zum Bezahlen diente, mit einem Wort, daß sie ein Ideal anerkannten. Das Pfarrhaus wurde dem aus der Art schlagenden Jüngling, was einst im Mittelalter die Kirche für ähnlich veranlagte Menschen gewesen ist: ein Asyl inmitten einer Welt des Realismus und der Barbarei. Denn die Armut mit ihren

die Seelen umklammernden Geldsorgen ist auch eine Barbarei, wenn schon eine unverdiente.

Nicht als ob Gustav unter seinen Mitbürgern kein Sympathie gefunden. Man behielt ihn als Eingeborenen und Verwandten lieb trotz seinem Unglück im Examen, und manches wohlwollende Wort wurde ihm im Vorbeigehen geschenkt, das ihn mit Dank erfüllte. Allein mit allem Wohlwollen würden sie ihn zum Gemeindeschreiber oder bestenfalls zum Postmeister gemacht haben, da sie nun einmal für künstlerisches Talent weder Verständnis noch Verwendung hatten, obschon Gustav nur jene Phantasie, welche den Heimligern eigen ist, in erhöhtem Grade besaß.

Das wäre nun freilich nicht ihre Schuld gewesen, aber sein Unglück und zwar sein grausames Unglück. Denn ein leuchtendes Talent im lebendigen Herzen erlöschen zu spüren, das tut weh.

* * *

Im Pfarrhaus nun durfte Gustav Klavier spielen und in Schönheit schwelgen, wieviel er Lust und Bedürfnis dazu verspürte.

Die zahlreiche weibliche Welt daselbst kam ihm hierin entgegen und der alte Rebenach vergaß vor Vergnügen an dem reichen Seelenleben seines Gustav, den er wie seinen eigenen Sohn betrachtete, die Katechisation.

Einige vorsichtige, heimtückische Anläufe dazu, die er zur Seltenheit unternahm, mit der Absicht, dem Feind in den Rücken zu fallen, fanden jedesmal ein klägliches Ende. Denn Gustav hatte auf jeden Bekehrungsversuch stets dieselbe ärgerliche Einrede bereit: „Gut!“ pflege er mit überzeugter Miene zu erklären, „ziehen wir zusammen in

die Höhle unter dem Wasserfall, wie die echten, frommen Christen getan haben; dort wollen wir von den Sünden der Welt sprechen, aber an keinem andern Ort. Und wohlverstanden, Herr Pfarrer, Ihre Frau und Ihre Töchter müssen Sie zu Hause lassen; denn Weiber bedeuten weltlichen Ballast für einen Christen. Und Kalbsbraten dürfen Sie sich auch nicht kommen lassen, denn das wäre babylonische Völlerei; von Bordeaux erst recht keine Rede, Heuschrecken und meinetwegen auch Regenwürmer in einer Sauce von kaltem Wasser, das darf Ihre einzige Nahrung sein. Machen Sie mir das einmal acht Tage lang vor, dann werden Sie mich vielleicht bekehren, vorher gewiß nicht."

Vergebens ereiferte sich der Pfarrer mit kulturhistorischen Vorträgen über den Unterschied von damals und jetzt, umsonst spaltete er scharfsinnig die Begriffe, um seinem Liebling zu beweisen, daß die wahre Weltflucht gerade darin bestehe, die Welt nicht zu fliehen. Gustav deutete immer wieder hartnäckig auf den Wasserfall, bis der Pfarrer, der wohl gegen Gründe, nicht aber gegen Höhlen zu kämpfen verstand, sich den Schweiß von der Stirne wischte und den ungefügigen Logiker ans Klavier schickte.

Wenn aber Gustav heimkehrte, so zwinkerten seine Eltern mit den Augenlidern und stocherten mit kleinen Fragen an ihm herum, welche von den sieben Töchtern ihm am besten gefalle. Denn sie zweifelten je länger desto weniger daran, daß an dem Gustav, da er stets im Pfarrhaus klebe, schließlich eine Pfarrerstochter hängen bleiben werde.

Fünftes Kapitel.

Ida.

Öfters war im Pfarrhaus davon die Rede, daß jetzt bald Ida aus Neuenburg komme.

Auch zeigten sie Gustav die Photographie des Mädchens, mit der stürmischen, beinahe drohenden Frage, ob er sie nicht über allen Vergleich wundervoll finde.

Und als er nur kühl bewunderte, erhob sich ein heftiges Geschrei wider ihn. Wie es überhaupt nur menschenmöglich sei, daß jemand sich nicht für Ida begeisterte! Eine Ungeheuerlichkeit! eine Schande! ein Zeichen eines wahrhaft honolulischen Geschmackes! Ein Geschöpf, so herzig, so lieb, so bezaubernd, daß sie selber alle miteinander ganz närrisch wären!

Ida war die Freundin des Mineli, welche in Neuenburg, wo sie in Pension war, ihre Bekanntschaft geschlossen hatte.

Man machte ein solches unvernünftiges Wesen aus Ida im Pfarrhause, daß Gustav dem Anlaß der törichten Ueberschwänglichkeit unbekannterweise ein bißchen gram wurde. Als daher der ständige Satz: „Jetzt kommt bald Ida!“ sich endlich zu der Meldung vervollkommnete: „Ida kommt übermorgen“, nahm er sich vor, übermorgen zu Hause zu bleiben.

Um dieselbe Zeit hieß es wie zufällig: „Nächste Woche kommt Philipp heim.“

Seiner Laune folgend, wie immer, blieb also Gustav am Tage der Ankunft Idas ausnahmsweise zu Hause und half seinem Vater hinten im Höfchen, gegen den Bach, löten, um ihm zu zeigen, daß er doch auch zu etwas nütze sei, wenn es gelte.

Das war eines jener komplizierten Höfchen, wie man sie nur in Heimligen findet: eine dreistöckige freie Luft, von allen Seiten eingeengt, jähe Winkeltreppen von sechs, von zehn, von zwanzig Stufen, darum herum drei Lauben, eine zu ebener Erde, zwei im ersten Stock, wovon die vordere am Hause selbst, die hintere am Holzschopf entlang lief, oben im dritten Stock eine Brücke, zu einer Art Terrasse führend, welche mit dem Schopfdache zusammenstieß, und an jeder Station ein Stück Wäsche und ein paar Blumentöpfe, von oben bis unten aber, sowohl am Haus als an den Brücken und Treppen und am Holzschopfe wuchernde Jungfernreben und fasernde Windenranken. Auf dem schmalen Platze des Höfchens selbst, gleich neben der Hintertür des Hauses, lagen eine Unmenge von Geräten und Werkzeugen, Latten, Stangen, Rechen, Beile und allerhand Spenglerwaren. Nach dem Bache hin gelangte man zu einem Miniaturgärtchen, in welches sich Salat, Petersilien, Rittersporn und einiger Sommer- und Herbstflor teilten. Ein halbes Dutzend Schleichwege führten nach dem Gärtchen, einer mitten durch den tannenduftenden Schopf, ein anderer durch das Waschhaus, ein dritter von der Laube, ein vierter von der Terrasse herunter; auch konnte man sich rechts und links seitwärts, an dem Hühnerstübchen vorbei, durch Zauntürchen hineinzwängen. Der Zaun diente zur Abwehr gegen das Geflügel, damit nicht die Enten vom

Bache her durch die Blumenbeete watschelten. Und in dieser aufgetürmten, krausen Unordnung, in diesen vielfachen Winkeln und Ecken fing sich der Sonnenschein, daß er selber nicht mehr wußte, woher er gekommen und wohin er gehöre. Wie die Fische in die Reuse: leicht schlüpfte er hinein, aber schwer wieder hinaus. Stundenlang beizte er am Vormittag die Bretter, als ob er sie entzünden wollte, während gleichzeitig die Sandsteine des Waschhauses ein kühles Lüftchen sandten und das Gärtchen, vom steilen Wald jenseits des Baches beschattet, im Dunkeln lag, so daß nur die Blumen- und Zwiebelnköpfe aus dem schwarzen Grunde hervorglühten. Um Mittag funkelten die Strahlen von oben durch die Fugen der Lauben, entweder in scharfen, spitzen, dünnen Linien, wie Silber und Diamanten nach mehreren Seiten blitzend, oder gebrochener Richtung in einem breiten, gedämpften, goldbraunen Streifen, in welchem Stäubchen wirbelten und Fliegen tanzten. Am Nachmittag aber quoll der Glanz am Hause vorbei oder rann vom Dach herunter über die Treppen und Lauben, so daß das Höfchen mit Licht- und Schattenfiguren aller Tonstufen und Formen übersäet war, als ob man beides aus zwei Schachteln mit geometrischem Spielzeug ausgeschüttet hätte. Wo man nur hinblickte, flimmerte Strahlengeriesel, hafteten goldene Flecken, als wären sie aufgenagelt, drehten sich blasse, unbestimmte Scheiben. Um aber die Sonne selber, welche alle diese Kunststücke ausführte, zu erblicken, mußte man sich den Kopf verdrehen.

Gustav, bei seiner gottseligen Faulheit, liebte stundenlang im Höfchen zu verweilen, mit unbestimmtem, aber innigem Wohlgefühl, welches teils aus fernen Erinne-

rungen, teils aus der wonnigen Abgeschlossenheit Nahrung gewann. Hier suchten ihn die schönsten Harmonien heim, da sich die Phantasie niemals freier fühlt, als wenn dem Auge Schranken gezogen werden. Wenn er daher seinem Vater, dem Tausendkünstler, mitunter löten half, so bedeutete das für ihn kaum ein Opfer, denn in seinem Herzen fing der Sonnenschein an zu singen und das Strahlengold setzte sich in Dreiklänge um, gemäß dem Freihandelssystem und Tausch- und Zollverein, welcher durch das ganze große Bundesstaatengebiet der Schönheit herrscht.

* * *

Es war drei Uhr nachmittags und Gustav eben damit beschäftigt, das blaue Bleiflämmchen zu schüren, dessen sengenden metallischen Duft er wollüstig wie einen kondensierten Sommer einatmete, als sich die Laube hinter dem Hause plötzlich mit einem halben Dutzend Mädchen garnierte, welche so fröhlich und lieblich dreinguckten, als wollten sie auf ihrer Estrade einen Wiener Walzer anstimmen.

Es waren vier von den Pfarrerstöchtern und daneben eine unbekannte in weiß und blau gestreiftem Matrosenkleid, das zu ihrem zarten, feinen Gesichtchen einen so kecken Widerspruch bildete, daß Gustav meinte, er müsse durchaus gleich die Treppe hinaufeilen, um den Gegensatz mit einem Kuß auszugleichen.

Jetzt huschte aber die Spenglerin aus dem Hausgang und zischelte dem Tausendkünstler ins Ohr, die Pfarrers wären gekommen, um ihn zu bitten, dieser Tage doch

einmal gelegentlich, wenn er Zeit habe, die Dachtraufe am Pfarrdache zurecht zu machen, solange das Wetter noch schön sei. Und die Fräulein hätten gern ihrer Freundin aus Neuenburg das Höfchen mit den Lauben und dem Gärtchen und dem Bach gezeigt; die sei nämlich eine halbe Malerin und habe eine besondere Freude an solch' einer alten, verrotteten Wirtschaft.

Inzwischen kletterten schon die Mädchen in zwei Gruppen auf verschiedenen Treppen herunter, auf den unregelmäßigen, schwankenden und durchlöcherten Stufen schwebend wie die Künstlerinnen eines Zirkus, und sich eifrig wegen ihrer Zudringlichkeit entschuldigend.

„Meine Freundin Ida aus Neuenburg," erklärte Mina. Ida sprach einen leisen Gruß, wobei sie während der Worte den Atem einsog, was auf Gustav, welcher dergleichen noch nie gehört hatte, einen verwirrenden Eindruck machte. Es klang wie Nachtigallenseufzer, nur viel seelischer.

Er gebärdete sich übrigens keineswegs verdutzt, da er mit Pelotonen von Professorentöchtern verkehrt und dabei beobachtet hatte, daß sich mit den Töchtern meist viel besser auskommen lasse als mit den Vätern; vielmehr führte er das muntere Völklein wacker umher, erst in das Gärtchen, darauf nach der Terrasse, und endlich, da sie Lust danach kundgaben, nach dem Estrich, wo sie wie Tauben aus dem Dachfensterchen nach dem Walde guckten, welcher so finster schwarz war, daß die Eichen und Weiden blau schimmerten.

Und bei jedem neuen Bild lächelte die Neuenburgerin so viel sie vermochte. Aber die Winkel ihrer Lippen waren so kräftig gegen ihre Wangen abgegrenzt, mit je einem

Komma, wie wenn ein Architekt das Ende einer geschwungenen Linie mit einem feinen Strichlein bezeichnet, daß sich ihr Mund nicht seitwärts verziehen konnte; bloß die Oberlippe wölbte sich in der Mitte ein wenig aufwärts, und was eigentlich lächelte, das waren allein die blendend weißen Schäufelchen ihrer Zähne.

Sogar den Spenglerladen wollte das schöne Fräulein betrachten, wie heilig auch der Tausendkünstler versicherte, sie hätten seit Monaten nichts Neues, Sehenswürdiges angeschafft. Von dem Widerschein des Messings, von den zauberischen Lichtstreifen und Blendstreuungen der zinnernen Badewannen, von den Fensterchen auf den Gläsern und den Goldquadrätchen auf der Bronze besaßen sie freilich keine Ahnung, denn sie hatten das zu oft erblickt, um es jemals zu sehen.

Und während das herrliche Mädchen diese Lichtgeheimnisse mit entzücktem Auge belauschte, ohne zu ahnen, daß sie in demselben Augenblick noch unendlich wertvoller aussehe als alles was sie bewunderte zusammengenommen, liebkoste das Mineli ihre Freundin mit Hand und Mund, bald die schweren Locken wägend, bald verstohlen einen Kuß auf ihren Nacken hauchend.

Die Spenglerin aber, als sie die vornehme Fremde so menschenfreundlich sah, faßte sich ein Herz und wagte eine Bitte. Was das wohl für ein Stoff sei an ihrem Kleide, flüsterte sie. Hiermit zupfte sie das Fräulein am Aermel und ließ das Zeug mit ehrfurchtsvoller Miene prüfend durch ihre Finger gleiten, so daß Ida, dergestalt bewundert, über und über vor Bescheidenheit errötete und ihr Kleid mit beredten Worten aufs schmählichste heruntersetzte, als wenn sie es hätte kaufen sollen.

Nachdem die anmutige Gesellschaft mit nochmaligen dringenden Entschuldigungen Abschied genommen, schien das Höfchen anders als zuvor. Wie wenn man eine Farbenscheibe vor einer lichten Mauer weggerückt hat, so glänzte die schöne Erscheinung auf der Laube nach, und Gustav meinte, der Hauch werde fortan nie wieder verschwinden, ob auch alle Dinge vom Speicher bis zum Keller sich veränderten.

An wen erinnerte ihn doch Ida? Er dachte lange nach. Richtig: an die blausamtnen Reiterinnen, die vor ihm galoppierten, als er im Walde herumkletterte.

* * *

Ida aber mit den Pfarrerstöchtern setzte ihre Entdeckungsreise durch Heimligen fort.

Nicht ins Freie mochte sie. Nein, aus der Hauptstraße schöpfte sie Genuß, wo der Vorabend eben seine wonnigen Lustspiele übte.

Die Seite des „Sternen“ lag schon im dunklen Schatten, aber die gegenüberliegende Häuserreihe prangte in unerlaubten, widernatürlichen Zaubermalereien. Da gab es auf zart schattiertem Mauergrunde wandelnde Sonnenringe, als ob Goldfischchen im Wasser Kreise zögen. Von unsichtbaren Fensterblitzen wetterleuchteten mannshohe abenteuerliche Figuren, gespenstig über die Fläche schreitend und plötzlich mit einem jähen Sprung vom Trottoir zum Dache oder von obenan nach dem untern Tor springend. Durch die Schaufenster hinein marschierten die Menschen in die Läden, kaum fingergroß. Hoch oben zwischen den Dächern, mitten in der Straße, reiste eine

Flaumfeder langsam durch das Städtchen, schwebend wie ein Luftschiff, einen Augenblick aufflammend, als ob das himmlische Feuer sie verzehrte, dann wieder matt, und ein andermal im Schatten untertauchend. Gegen das obere Tor, ein wenig weiter als der „Ochsen", stand mit hochroten, zinnoberfarbenen Buchstaben geschrieben: „Schuh- und Möbelhandlung von Amadeus Gruber." Ueber dem Anfangs-S lag ein Fleckchen Sonnenschein, welcher den Zinnober in Ziegelrot erhellte und hiermit gegen die übrigen Buchstaben eine sinnige Abwechslung schuf. Schließlich, je mehr sich das Goldlicht nach den Dächern zurückzog, begannen auch die Schatten auf der Straße sich zu färben, verstohlenerweise, nur an den Grenzen das Blau und Violett verratend.

„Was ist das?" rief Ida vergnügt, mit einem guten Lächeln, wie man es findet, wenn man das ungelenke Gebaren eines lieben Kindes beobachtet.

Sie meinte den Stundenschlag. Der läutet nämlich in Heimligen mit gebrochenen Intervallen, jedes Viertel zweimal anklingend, zuerst höher, dann niedriger.

Und als der Danielen-Fritz, mit einer Kuhglocke und einer gewaltigen Trommel bewaffnet, mit schnarrender Stimme eine Sendung Lummel aus der Residenz ankündigte, wußte sie auch daraus Vergnügen zu ziehen.

Das Aufsehen, welches ihre fremdartige Erscheinung erweckte, kümmerte sie nicht im mindesten. Die ewige Besorgnis aller Nestbewohner, möglicherweise aufzufallen, war ihr unbekannt, und wenn sie sich einmal in dem Spiegel nach scharfer Prüfung hatte sagen dürfen, daß ihr Anzug weder gegen den Stil der Mode, noch gegen

die Bescheidenheit sündigte, gönnte sie jedem, der dazu Lust hatte, das Vergnügen, sie anzugaffen.

* * *

„Hört, Kinder,“ jubelte das Mineli, als sie zusammen in die Hintergasse einbogen, „wir sollten eigentlich im Vorbeigehen Gärtners überfallen!“

Und zur Begründung ihres Vorschlages pappelte sie ihrer Freundin in der Geschwindigkeit das wichtigste aus dem Tugendregister der Gärtnerstöchter vor. Das Familienleben bei Gärtners wäre überhaupt das vollkommenste, was man sich auf Erden denken könne. „Erstens der Gärtner — seit vier Jahren gichtkrank—“

Ida hob ein wenig die feinen Brauen.

„Die Mutter schon seit undenklichen Zeiten bettlägerig —“

„Und das nennt ihr hier zu Lande das vollkommenste Familienleben?“ spottete Ida mit ihrer weichen, schmeichelnden Altstimme, ohne zu lachen.

„Ach, ihr langweiligen Wälschen!“ seufzte das Mineli. „Mit euren unausstehlichen Mückentänzen um die Worte, statt um die Sache! Das Vollkommene ist nicht der Stramin, sondern die Stickerei. Die Waben sind harzig, aber Bienchen sind drin.“

Und nun ging es dem Mineli vor Begeisterung glatt vom Stapel: „Alle Tage, wenigstens wenn die Sonne scheint, tragen die drei Gärtnerstöchter, das Anettli, das Loreli und das Kaffireli, trotz geübten Krankenpflegern den Gärtner vor das Haus auf eine Bank, von wo er mit seiner bettlägerigen Frau durchs Fenster ins Zimmer

hinein sprechen und sich am Anblick seiner sauber gehaltenen Pflanzenbeete erlaben kann; und der Reihe nach bleibt die eine von ihnen an seiner Seite, während die andere rüstig mit dem Rechen und der Hacke jätet oder mit dem Pfropfmesser die Rosen veredelt oder im Hause das Essen kocht. Das Geschäft leidet nicht dabei und die Fröhlichkeit auch nicht. Und jeden Freitag fährt die jüngste von ihnen, das Kaffireli, auf der Chaise des Müllers mit einem Blumenkorb nach der Residenz zu Markt, eigenhändig kutschierend und beherzt einkehrend, wenn sie unterwegs Durst spürt. Mit vollem Korb fährt sie von dannen und mit leerem kehrt sie wieder heim. Und hübsch sind sie alle drei, man kann nicht entscheiden, welche am meisten. Es stimmt alles in ihren Bewegungen überein, so daß es dem Auge wohltut, ihnen zuzusehen, ob sie an einer Arbeit fingern oder ob sie ruhen; und wenn sie des Abends ihre Haare lösen, so fallen sie ihnen so tief auf den Rücken, daß sie sich darauf setzen können. Fremde verwechseln meist das Anettli und das Loreli. Nur die jüngste, das Kaffireli, scheint gänzlich aus der Art und Familie geschlagen zu sein: lebhaft wie ein Windspiel und gesprächig wie ein Kanarienvogel. Das Kaffireli heißt eigentlich Berta. Warum man ihm Kaffireli gesagt hat, weiß ich nicht; wahrscheinlich von einer Puppe, die sie selber so getauft hat. Und Kinder muß man ja immer mit einem andern Namen nennen, als man ihnen gegeben hat. Warum gibt man ihn sonst?"

„Schnell! gehen wir zu Gärtners!" heischte Ida.

Also stapfelten die Mädchen zusammen durch die Hintergasse zum Gärtner, stiegen in dem blumigen Felsenstübchen auf und nieder wie die Rehe in einem Park, betteten die

kranke Gärtnerin, pickten Himbeeren und Johannisbeeren, rote und schwarze, und küßten das Kaffireli halbtot. Denn man ist ungemein kußfreudig aufgelegt im Pensionsalter.

Daheim, im Pfarrhause, setzten sie die holde Tagedieberei fort, bald eine gräuliche Polka auf den Tasten trommelnd, froh, daß der gestrenge Gustav es nicht hörte, bald in den Büschen des Gartens schlendernd, bald Kuchen schleckend.

Und als sie nachts in den Betten lagen, fing das Gesellschaftsleben erst recht an. Man besuchte sich gegenseitig von diesem Zimmer zu jenem, auf den bloßen Zehen stelzend, drückte sich aneinander und flüsterte sich Geheimnisse ins Ohr.

Jetzt war es der possierliche Ruf des Nachtwächters, welcher Ida ergötzte; und von einem Lager zum andern schleichend und überall mit begeisterter Freundschaft empfangen, wurde sie nicht müde, immer wieder von den Besonderheiten Heimligens teils zu berichten, teils zu hören. Mina aber speiste ihre Herzensfreundin mit Anekdoten über den braunlockigen Spenglersohn, beginnend mit dem verunglückten Examen und dem Zeitungspapier, das ihm an der Stirne klebte, hierauf in seine Jugend zurückgreifend.

Dort hinten am Gärtchen, wo sie ihn diesen Nachmittag gesehen, sei er einst als Kind beinahe ertrunken, weil er die Worte ihres Papas, dem Gläubigen sei kein Wunder unmöglich, wörtlich genommen und gemeint hatte, er könne übers Wasser spazieren.

Und nicht bloß als Kind, auch später sei er stets närrisch geblieben. Bei einem Schulspaziergang habe er seinen Räuberhauptmannberuf so wichtig genommen, daß

er sich in die Felsen des Schloßberges verkroch und in der Nacht von den leibhaftigen grünen Landjägern und einer Treibjagd der Heimliger Bürgerschaft zurückgeholt werden mußte.

Ueberhaupt habe er nie zwischen Spiel und Ernst zwischen Dichtung und Wirklichkeit, zwischen Rede und Meinung unterscheiden können. Als der Geschichtslehrer in der Bezirksschule die demokratische Gleichheit der Eidgenossen pries, schloß er mit dem Schweinebuben des Ochsenwirts Duzfreundschaft, und einige Wochen lang traf man immer die beiden zusammen, den verwöhnten manierlichen Spengler-Gusti und den zerlumpten Schweine-Jokeb. Es kostete schwere Mühe, ihm die Unziemlichkeit dieses Freundschaftsbündnisses begreiflich zu machen, und wenig fehlte, so hätte er es seinen Eltern übel genommen, daß sie den Schweine-Jokeb gering schätzten. Wo denn die gerühmte demokratische Gleichheit der Schweizer bleibe? und ob das nicht auch ein Standesvorurteil sei, zu behaupten, das Schweinehandwerk erniedrige einen Menschen?

Am possierlichsten aber hätte er sich während seiner Konfirmationszeit betragen, ein paar Monate bevor er auf die Universität zog. Damals hatten seine Eltern ihr Spinett verkauft, weil der Tausendkünstler klagte, das Klavierspielen störe ihn am Spenglen; bloß im Pfarrhause, wo er bei Papa griechische Privatstunden nahm, konnte er sich üben. Dagegen fand er eine alte wurmstichige Guitarre vor, eine Jugendreliquie der Spenglerin, welche die beste Guitarrenkünstlerin von Heimligen gewesen sein soll.

Diese hängte er an einem himmelblauen Seidenband über die Schultern und streifte damit nach Sonnenunter-

gang den Bach entlang, singend und klimpernd wie die Juden an den Gestaden des Euphrat. Und wenn er ein halbwegs anmutiges Mädchen oben auf einer Laube erblickte, so stieg er ohne weiteres die Treppen hinauf und befahl ihr mit zusingen, so daß diese an nichts anderes dachte, als der Spengler-Gusti wolle sie heiraten, und ihre Guitarre hervorkramte und aus Leibeskräften zu jodeln begann, während ihre Eltern mit Gönnermienen sich taktvoll zurückzogen und Käse und Wein herbeischleppten. Ans Heiraten hätte aber der Spengler-Gusti nicht im Traume gedacht, sondern einzig an die Musik.

Aber wenn sie alle die komischen Streiche des Gustav aufzählen wollte, so würde sie die ganze Nacht dazu gebrauchen. Uebrigens werde ihn Ida schon selber kennen lernen, er komme ja alle Tage ins Pfarrhaus, um Klavierstunden zu geben.

Sechstes Kapitel.

Glück.

Am folgenden Morgen schon erschien der Spengler, um die Dachtraufe des Pfarrhauses zu löten.

Den Gustav hatte er trotz dessen Sträuben als Gehilfen mitgenommen, in einem Anfall von väterlicher Autorität. Er solle sich nur beizeiten daran gewöhnen, meinte der Tausendkünstler, etwas Praktisches zu leisten, das schade ihm gar nichts. Womit er sich denn sonst sein Brot verdienen wolle? Das Musizieren sei zwar etwas überaus Schönes, aber damit allein komme man niemals zu Gelde. Er solle doch die Harfenistinnen ansehen, welche sich während der Messe in Heimligen herumtrieben. Ob er vielleicht Lust habe, mit ihnen in der Welt herumzustreichen? Oder ob er vielleicht einen Pudel mieten wolle und Violin dazu spielen? Das Violinspielen habe er gottlob nicht nötig, da er nicht blind sei. Oder ob er etwa lieber in den Wirtschaften des Kantons Posaunen blasen möge, an Tanzabenden, und den Almosenteller herumreichen? Er solle dem Himmel danken, daß sein Vater ein Geschäft habe, damit er, wenn es mit der Schreiberstelle auf der Post nichts werde, wenigstens als Spengler mit ehrlicher Arbeit sein Brot verdienen könne.

Und so steckte er ihm eine mannshohe Schürze vor über seine saubern, gutgeschnittenen Stadtkleider, und die Spenglerin, welcher die ungewohnte Willensstärke ihres

Mannes Achtung einflößte und heimlich Freude bereitete, wagte diesmals ausnahmsweise nicht, zugunsten Gustavs zu sprechen.

So wanderten die beiden zusammen nach dem Pfarrhof, der Tausendkünstler mit seinen Geräten bewaffnet voran, hinten der Gustav, eine riesige Leiter unter dem Arm.

Und über kurzem baumelten sie beide, der Vater und der Sohn, mit einem langen Seil aneinander geknüpft, rittlings über die Dachtraufe.

Gustavs einziger Trost war, daß die schöne Neuenburgerin sich weder im Hof noch an irgend einem Fenster zeigte.

Aber hinter ihm, oben aus den beiden Dachaugen lugte das gesamte Mädchenvolk wie zwei farbige Sternhaufen aufmerksam auf ihn herunter, ohne einen Laut von sich zu geben, damit sie die Arbeiter nicht erschreckten und zu Sturze brächten.

Bald mahnte die Pfarrerin zum Neunuhrfrühstück, der Spengler und Gustav krochen hinterrücks durch die Dachluke wie die Schornsteinfeger in einen Kamin, und über einer Viertelstunde kam der Tausendkünstler einzig wieder zum Vorschein.

Der Pfarrer hatte ihm den Standpunkt klar gemacht, den Gustav als Musiklehrer für sich in Anspruch genommen, und überdies durchblicken lassen, er werde vor neun Uhr abends schwerlich nach Hause kommen; die Schürze wolle man durch die Magd heimschicken.

* * *

Die Prophezeiung des Pfarrers erfüllte sich im Uebermaß. Denn nicht bloß blieb Gustav diesen Tag bis zehn

Uhr im Pfarrhaus versteckt, sondern noch den folgenden und den dritten und vierten.

In der kurzen Zwischenzeit aber, da er etwa Verwandtschaft halber daheim saß, brachen unfehlbar die Mädchen unvermutet in die Spenglerwohnung ein und erfüllten das stille Höfchen mit ihrem wohllautenden Geplauder gleich einem Schwarm von Turteltauben. Dagegen war nichts einzuwenden.

Wenn man aber Gustav fragte, was er den lieben langen Tag im Pfarrhaus tue, so erstaunte er. „Nichts," lautete seine einfache Antwort.

Pfarrer Rebenach verstand den Wert des Nichtstuns wohl zu würdigen. Er wußte, daß man echte Gedanken nicht mit Treibjagden fängt, sondern mit Netzen. Wenn man diese aufspannt und sich weiter nicht darum kümmert und leise in der Nähe davon herumschlendert, so ist es kaum zu glauben, was für eine Fülle leckern Wildes in den Maschen hängen bleibt!

Immerhin war er kein Künstler; er verlangte einen Paß für die Faulheit, irgend ein offizielles Siegel, um sie gewähren zu lassen. Einen Spaziergang, das begriff er; Natur, das ließ sich hören, eine kräftige Bergpartie, das erfrischt Körper und Seele. Darum mahnte er die Gesellschaft unaufhörlich mit zärtlichen Strafreden, doch bei dem prächtigen Wetter nicht ewig an den Blumenbeeten und Nischen zu kleben, sondern die jungen Glieder, die ihnen der liebe Gott so geschmeidig gemacht, zu regen und irgend etwas Mühsames, Lohnendes und Erquickendes zu wagen.

Und eines Morgens früh beschwerte er seine Ermahnung mit solchen posaunenhaften Akzenten der Ueber-

zeugung, daß der Schwarm wie ein verscheuchter Flug Rebhühner eilends zum Tor hinaus flüchtete.

Einen bewährteren Führer als Gustav hätten die Mädchen nicht finden können, da er jedes wonnige Versteck im weiten Umkreis so genau kannte wie die Kissen seines Bettes. Zunächst geleitete er sie durch seines Vaters Gärtchen an das schwankende Brückenbrett des Baches, wo sie sich einzeln mit Zittern und Zagen von seiner Hand hinüberziehen ließen.

Von da klommen sie über den Steinbruch den Waldberg hinan, wobei sie mit jedem Schritt aus dem Schatten in die Sonne oder wieder ins Dunkel zurück gerieten, denn dort leuchtete es den ganzen Morgen um die Büsche wie das Feuer in der Schmiede. Erst ganz oben hinter dem Wasserfall tauchten sie aus dem Flammenkessel in den sanften Tag und die duftigen Farben.

Hart über dem Städtchen, so daß man das Stampfen der Posamentstühle und den Ruf der Weiber nach ihren Kindern hörte, und dicht neben der Straße, welche vom obern Tor wie eine Riesenschlange durch die grünen Matten senkrecht den Berg hinabschießt, entdeckte ihnen Gustav hinter einem Vorhang von Buchen und Weiden ein luftiges Bachtal mit gurgelnden Wässerchen, leuchtenden Blumen und hüpfenden Schmetterlingen. Der blaue Himmel aber stieg bis auf den Boden des Weges hernieder.

Man nannte das Tal Fensterli, weil, von welcher Seite man auch kommen mochte, aus dem Schatten des Waldes oder aus der Blendung des gelben Tageslichtes plötzlich das milde, klare Azur des Himmels, eingerahmt von weiten Wäldern, den Blick überraschte und beruhigte. Es war eine Aussicht, aber nach oben. Keine Vogel-

perspektive, sondern eine selige Kinderhoffnung, als ob hinten im Grunde, wo das Tälchen sich schloß, ein kleiner Wagen unter den Bäumen warten müßte, mit einer Großmutter davor und einer keuchenden Urgroßmutter dahinter die einen zum Mittagessen in den Himmel hinaufstießen, beständig beteuernd sie hätten sich verspätet.

Als Ida hinter das Tor des Fensterli gelangte und sich mit einem Schlage von aller Welt in einen einsamen Himmelswinkel eingesperrt sah, da quollen ihr vor Freuden die runden Tränen aus den Augen, als ob aus einem blühenden Mandelbaum der Tau tröpfelte. Endlich, bei der Trennung vor dem Pfarrhaus, fragte sie zögernd den Gustav, als wollte sie sich einer Dreistigkeit schuldig machen: „Und dort oben in jenem Paradiese haben Sie Ihre Kindheit verlebt?"

„Dort lernte ich gehen," bestätigte Gustav lächelnd.

Sie ließ ihren Blick auf ihm verweilen, nicht verstohlen, sondern unbefangen fragend, wie das ihre Art war. Sie begehrte zu wissen, ob er wohl das Fensterli in der Erinnerung geborgen und öfters im geheimen aufgetan habe. Und als sie in seinen Augen las, das sei allerdings öfters geschehen, fand sie die ruhige Ueberzeugung, Gustav müsse ein guter Mensch sein, er möge sich anstellen wie er wolle.

* * *

Und nachdem sie einmal den Anfang des Umherstreifens gemacht, ergab sich die Fortsetzung so natürlich, wie beim Kirschenessen.

Nicht als ob sie „für die Natur geschwärmt" hätten. Jener überbildete und im Grunde so kreuzprosaische Drang,

den Menschen und seine Werke zu fliehen, konnte in der naiven lebenslustigen Bande nicht aufkommen. Im Gegenteil; ein sicherer, wenn schon undeutlicher Schönheitsinstinkt ließ sie die Wahrheit ahnen, daß nur solche Gegenden Gefühlswert besitzen, welche irgend eine Spur menschlicher Tätigkeit an sich tragen, weshalb sie denn auch nie weiter zogen als das Bewußtsein reichte, um Heimligen zu wandeln, sei es, daß noch ein Laut herüber drang, oder daß ein feines Rauchwölkchen über das Tal kräuselte, oder daß die Einsenkung der Hügel, welche das Städtchen verbargen, im Gesichtskreis blieb.

Aber die unendliche Glückskette zu genießen, die man Landschaften nennt, die unerschöpfliche Fülle von Bildern, die der nüchterne Blick zu einem topographischen Panorama verschmilzt, die jedoch ein künstlerisches Auge zu geschlossenen, mit besonderer Seele pulsierenden Individualitäten, zu kosmischen Symbolen zurecht zu schieben und zu begrenzen weiß, dahin zielte ihre Sehnsucht. Was etwa dem Auge entging, das ernteten die übrigen Sinne, und jeder von ihnen hatte immer vollauf der seligen Arbeit.

Ob sie durch einen Hohlweg stiegen oder über Aecker und Felder schritten, sie spürten stets den Atem des mannigfaltigen Lebens und jenen tiefsinnigen Keimgeruch, welcher aus der fruchtbaren Erde und ihrer atmosphärischen Umhüllung emporsteigt. Sie begehrten keineswegs, daß die Luft bazillenfrei wäre; im Gegenteil; sogar Grillen und Heuschrecken, Käfer und Bienen, Krebse und Forellen nahmen sie gerne zum Geschenk.

Immer aber strebte ihre Wanderung unwillkürlich nach dem Herrlichsten, was die Erde bietet, nach dem Schwungbrett der Phantasie: der Hochebene. Irgend eine be-

queme Fläche, sei sie auch noch so klein, entweder im Dreieck sich zwischen die Wälder einklemmend oder über der Kante eines Raines unmittelbar unter dem Himmel liegend, so daß die Maßliebchen wie mittägliche Sterne am blauen Firmament funkelten, das suchten sie auf, und dort legten sie sich stundenlang nieder, im Innersten des Winkels, damit keine ungeweihte Aussicht die heilige Seligkeit störe, dagegen die Schönheit, mit duftigen Schritten durch die Gräser schwebend, von allen Seiten zu ihnen heran gelangen könne.

Und unter den hohen Plätzchen bevorzugten sie wieder diejenigen, welche ein trauliches, freundschaftliches Menschengesicht zeigten, den Boden, welcher nach Gesetz und Recht dem Pfarrhause zugehörte. Man nennt es „Eigentum“ auf dem Papiere. In der Wirklichkeit leuchtet darauf eine reinere Luft, und alle Farben prangen wärmer. Von weitem grüßt es einem entgegen wie ein treuer Hund, und kommt man in die Nähe, so empfängt einen alles, was lieb und tot ist.

Es waren drei Schnittchen Erde, die dem Pfarrer gehörten, sämtlich vom Hause entfernt und weit voneinander getrennt. Ein Weizenacker über dem Hügel des Försters; weiter hinten und oben, gegen den Schloßberg, im Walde versteckt, eine geräumige Obsthalde, und auf der andern Seite des Städtchens, über den Felsengärtchen, eine fette, saftige Wiese — alles zusammengenommen ein kleines Gebiet, aber ein unendliches Reich.

Die Pfarrerstöchter kannten darin jeden Fußbreit Boden; aber jedes wiederholte Mal fanden sie bei jedem Schritt etwas Neues. Waren beim letzten Besuch die Kirschbäume schneeweiß mit Bluſt überzogen gewesen, die Apfelbäume

mit rosenfarbenen und goldenen Tupfen überperlt, so strotzten sie nun sämtlich in grünem Gebüsch, und um ihren Stamm herum, auf der Erde lagerte ein dichter Schatten, der sich mit jeder Viertelstunde anders streckte.

Ida und Mina waren geschickte Zeichnerinnen, welche die pinselnde Blumenpfuscherei längst überwunden hatten und ihr Augenmerk auf die majestätischen Geheimnisse der Baumfiguren richteten.

Hier nun, auf befreundetem Boden, sahen sie alles noch inniger. Die Büschel der Kirschbäume, klammerförmig wie Reiter über den Zweigen hangend, die gespreizten Finger der Nußblätter, das bleiche graue Silber der Weiden und Pappeln, das krause Laub der Eichen sagte ihnen tausend liebe Dinge. Und ein gutes Glück wollte, daß sie über den Vorrang der einen Herrlichkeit vor der andern uneins wurden, so daß über ihrem begeisterten Wettstreit die andern an ihrer Empfindung teilnehmen konnten und mit ihnen sehen lernten. Wenn aber jeder Baum und jede Gruppe und jeder Duft und Schatten ins Herz zog, wie sollte die Seligkeit enden?

Und mehr noch, als was sie jedesmal auskosteten, erfüllte sie mit Glück das Bewußtsein, daß hundert andere Bilder jenseits davon noch ihrer harrten, eine unabsehbare Menge von Einladungen, für die nächsten Tage aufgespart. Die Kirschen, die jetzt derb und steif wie rötliche Steinchen zwischen den Blättern blinkten, werden sich bald zu dunkeln, weichen, vollsaftigen Kugeln ausrunden; man wird haushohe Leitern in das Geäst schieben, und die samtnen Perlen ernten, die gelblichroten und die schwarzen, und beiderlei untereinander mischen, daß kein Blumenstrauß prächtiger leuchtet. Darauf werden die

Birnen an die Reihe kommen, welchen jeder Baum eine andere Geschmacksseele, ein besonderes Gewürz mitteilt. Ist der Heuet vorbei, so sieht man dem Emd entgegen und auf der Höhe des Sommers, in glitzernder, gläserner Glut, leuchtete die goldene Aehrenernte voraus.

Und was hinderte, daß Ida bis in den Herbst blieb, oder lieber tief in den Winter? Fristen lassen sich dehnen und Eltern erweichen.

Daß später in Wirklichkeit neun Zehnteile aller dieser Pläne unausgeführt blieben, daß Unlust und Regen und Leidenschaft dazwischen geriet, daß sich das Herz in die Freundschaft mischte und die einmütige Gesellschaft auseinandertrieb, das konnten sie jetzt noch nicht wissen, und darum blieb ihnen nicht verwehrt, die Gegenwart mit einem Farbenbogen von wonnigen Möglichkeiten zu umspielen.

Und darin liegt der Reiz des Daseins. Niemand wünschte sein begrenztes Dasein zum zweiten Male zu leben; aber noch einmal mit kräftiger Sinnen- und Seelenlust in unendliche Möglichkeiten hineingestellt zu werden, das wäre etwas anderes. Das Beste an jeder Lebenslinie sind die punktierten Nebenstriche.

Siebentes Kapitel.

Noch mehr Glück.

Dahinein aber warf Gustav eine fremdartige, gewaltsame Note, den Ton des unzufriedenen suchenden Talentes, den tastenden Willen, welcher, ehe er die richtigen Lebensaufgaben erspürt, einstweilen schuld- und harmlose Nebenmenschen unterjocht, gleichsam zu Spiel und Uebung wie ein halbwüchsiger Jaguar. Er verstand weder zu plaudern, noch zu sprechen. Seine Schweigsamkeit war sogar in dem einsilbigen Heimligen berüchtigt; gegen ihn erschien der Sternenwirt noch geschwätzig. Hatte er jedoch einmal einen ähnlich gestimmten Menschen an seiner Seite, wie z. B. jetzt Ida, dann machten sich seine Gedanken stürmisch Luft, und nachdem sich die Schleuse einmal geöffnet, ergab es sich, daß der Strom reich war.

Das war nicht Kunstgeschwätz, Namen zu Begriffen und Ruhm zu Regeln zungendreschend und mit dem papierenen Leiterwagen über die Jahrhunderte kutschierend, um links und rechts Marken anzuheften, das waren ureigene, funkelnde Gedankenbilder, erzeugt aus Herz und Heimat, ernährt mit dem Heuduft der Wiesen und alles aufgespeichert aus der frühesten Kindheit.

Davon hatte der Wind manches verweht, und manches hatten die Gewitter frisch hinzugetragen; das lag nun in Haufen durcheinander, ohne Ordnung, aber leuchtend, ein

Schatz von geistigen Körnern, mit einer Kruste von Gemüt kandiert.

Ida, schon durch die Auszeichnungen, welche die Pfarrerstöchter Gustav schenkten, in ihrem Herzen erschüttert, und von dem Zauber seines träumerischen, schönheitssinnenden Blickes gefangen genommen, widerstand dem rücksichtslosen Anprall dieser Gedankenflut nicht. Mit andächtigem Staunen lauschte sie den sprunghaften Offenbarungen einer jungen, zwar noch täppischen, aber ureigenen Originalität, wo ohne Absicht und Bewußtsein ein aus sich selbst schöpfender Geist einen fruchtbaren Gedankenregen um sich sprühte, wie die Balsamine die Samenkapseln.

Viele treffliche Künstler kannte und ehrte sie rings an den blauen Seen des Jura, von Biel bis nach Genf; denn sie stammte aus einer alten Malerfamilie. Allein bisher hatte sie stets die Begabung nur in den Blumenbeeten, sorgsam gepflegt und gehütet, gedeihen sehen, während nun diese unmittelbare Naturkraft, welche inmitten eines steinigen Bodens durch den Staub der Landstraße und die Dornen geschäftlichen Geizes hindurch sehnsüchtig emporstrebte, mit ihrem Mitleid zugleich ihre Bewunderung erweckte.

Und sie schenkte Gustav das Edelste, was ein Mädchen einem Manne schenken kann, den Glauben an seine Bedeutung.

Dabei kümmerte es sie nicht, daß Gustav, ob er zwar stets an ihrer Seite weilte, ihr bloß Höflichkeit, keinerlei Huldigung erwies, und daß er ihr geläufiges Klavierspiel nur mit einer stummen Verbeugung verdankte, aus welcher sie die überlegene, feindselige Verachtung gar

wohl herausspürte. Nicht sie selber, bloß Gustav kam für ihre Hoffnungen in Betracht. Was liegt der Welt an einem gut geformten Mädchen? Deren gibt es zu vielen Tausenden. Allein, daß ein echtes männliches Talent nicht versiege, das schien ihr von Wichtigkeit.

So viel Größe wohnte in dem zarten, zierlichen Mädchen, welches man für ein feines Modepüppchen hätte halten mögen, daß sie meinte, sie würde ihm einen Weg über ihr eigenes Herz bahnen, falls sie ihn dadurch zum Siege führen könnte.

Dies meinte sie. In Wahrheit jedoch duldet kein Weib, selbst nicht das ausgezeichnetste und bescheidenste, einen andern Platz für ihren Geliebten, als denjenigen an ihrer Seite, und ob er dabei zugrunde ginge.

* * *

Ihm selber verursachten seine Reden keine Befriedigung, vielmehr reizte die Zusammenstellung dessen, was er war, das Bewußtsein dessen, was er hätte sein mögen; dieses Bewußtsein aber schmerzte ihn. Jene unruhige, bissige Spinne, welche man mit dem wohlklingenden Namen „Talent" zu benennen pflegt, begann sich plötzlich wieder zu regen. Nach monatelangem, schlaffem Nichtstun erfolgte jetzt der Schaffensdrang wie ein Zyklon, der sich um die nächste beste, einstweilen noch nicht gefundene Aufgabe drehte, seinen Willen entzündete, aber eisige Kälte um ihn her verbreitete.

Ehe sich jemand dessen versah, gebärdete er sich unerträglich, niemand wußte warum, schlug alle Einladungen ab, sprach mit beleidigender Schroffheit und zog finster

auf einsamen Pfaden, jedermann die Zähne weisend, wie der Dachs auf seinen Raubzügen. Es brauchte Weibesgeduld und Weibesdemut, um dergleichen nicht bloß zu leiden, sondern obendrein noch zu lieben.

Ebensoschnell schlug jedoch seine Stimmung zurück.

Die Sonne schien ihm strahlend aus den Augen, als er nach fünf knurrigen Tagen mit einem Notenblatt in der Hand wieder im Pfarrhause vorsprach.

Und als ob nichts vorgefallen wäre, zwang er die Mädchen mit aller Höflichkeit, ihm vorzusingen, was er gedichtet habe. Und zwar mußte es im Walde geschehen, auf dem Felsvorsprung über dem Steinbruch.

Was war da zu machen? Daß sie schließlich doch gehorchen würden, spürten sie wohl. Warum also nicht lieber gleich und willig?

Auf dem Felsen gab sich Gustav nicht einmal die Mühe, den Takt zu schlagen.

Er mochte überhaupt das „Dirigieren", das Fuchteln mit dem Marschallstab, nicht sonderlich, teils weil es ihn an den Sekundarlehrer Steckli erinnerte, welcher vor dem gemischten Chor wie ein eifersüchtiger Kiebitz mit den Ellbogen um sich schlug, teils weil er den Ausführenden ebenfalls ein Fünkchen Selbsttätigkeit zutraute, teils aus einer gewissen großartigen Unbekümmertheit. Er hatte einst auf der Universität bei einer Orchesterprobe mit angesehen, wie ein fremder Komponist die Kindskopfstobsucht bekam, weil eine Posaune nicht richtig einsetzte, und das widerliche Schauspiel hatte einen so nachhaltigen Eindruck des Eckels in ihm zurückgelassen, daß er einen Schwur tat, wenn er je in den Notfall geraten sollte, eine eigene Komposition zu dirigieren, wolle er absichtlich einen Fehler

in die Partitur einschwärzen, um jenem ungezogenen Schwächling gewiß nicht zu gleichen.

Kurz, er setzte sich neben Ida, welche trotz ihrer verführerisch klangvollen Sprechstimme durchaus nicht zu singen verstand, auf den Boden, ließ seine Füße über den Abgrund baumeln und hörte so ruhig und seelenvergnügt zu, als ob ein anderer das Stück geschrieben hätte, auf seinen Befehl und nach seinem Wunsche und Gutdünken.

Die Pfarrerstöchter waren musikalisch gebildet und ihre Stimmen nicht übel geschult, so daß das Konzert ohne allzuvieles Stottern vor sich ging.

Was Gustav ersonnen, war ein Gloria für Frauenchor, und seine Meinung zielte dahin, den paradiesischen Gesangsjubel, den ekstatischen Schönheitsrausch wiederzufinden, der ihn in den Werken der Stradella und Pergolese entzückte, daß ihm der Atem vor Seligkeit schwand. Er begriff die Kunst als eine Erlaubnis glücklich zu sein und den Gesang als ein Jauchzen der Seele. Gegen wen oder gegen was er damit verstoße, war ihm einerlei.

So jubelte denn das Gloria in schmelzenden Solfeggien, himmelhohen Oktaven und verzückten Trillern vom Felsen ins Tal, daß man meinen konnte, jemand hätte einen Käfig voll goldener Kanarienvögel über das Städtchen ausgeschüttet.

Vom Felsen konnte man in die Hintergasse blicken. Dort hielten die Leute auf der Straße inne, drehten die Köpfe aufwärts und winkten mit den Hüten. Von den Fenstern wehten blaue und rote Taschentücher; die Kinder aber sammelten sich zu Scharen und erhoben ein mörderliches Freudengeschrei.

Das Pfarrhaus war nicht mit dem Blick aufzuspüren. Aber oben über dem Felsenstübchen des Gärtners, bei der Tuffsteingrotte unter dem Kastanienbaum tauchte das Kaffireli auf, einen Rechen schwenkend, um sich bemerkbar zu machen.

Dann jodelte sie aus Leibeskräften: „Mi Muoter isch e Schwizeri, trallera, lallera, Hodirilu." Und während des Jodelns sprang sie wie ein Kobold im Kreise herum, die Rechenstange als Bräutigam benützend.

Nachdem das Kaffireli ihren Rundtanz beendet, setzten die Pfarrerstöchter wieder mit ihrem Gloria ein und das Gloria rief unten wieder einer Polka.

Das währte eine geraume Weile mit wechselnder Fröhlichkeit. Da versagte dem Mineli, welche bisher im Alt am schönsten gesungen hatte, plötzlich die Stimme und sie fing an überlaut zu schluchzen.

Das brachte Bestürzung unter die Gesellschaft, daß sie ohne weiteres mit unbehaglichem Schweigen nach Hause schlich.

* * *

Die Heimliger nahmen an dem Herumziehen der Pfarrerstöchter mit dem Spengler Gustav nicht den mindesten Anstoß, während sie sich bei dem bloßen Gedanken daran, daß ihre eigenen Töchter sich dergleichen unterfangen könnten, entsetzt hätten. Die Pfarrers standen über dem Verdacht und über der Kritik. Und diese Bevorzugung kam auch denen zugute, die sich ihnen angeschlossen, also Ida und Gustav.

Wenn der einmütige Trupp über die Straße zog, begegnete er überall freundlichen Gesichtern. Die Kinder

ordneten sich zur Seite, die Schulmädchen knicksten und die Schulbuben lüpften die Mützen. Was von den Frauen nicht Zeit fand, sich schleunigst in einen Hausgang zurückzuziehen, um sich dort zu genieren, faßte sich ein Herz und gönnte dem Pfarrervolk einen ermunternden Zuruf, nicht ohne nachträglich über die eigene Kühnheit zu erschrecken. Die Männer wichen vor dem Anblick oben und unten im Städtchen entweder in die Hintergasse oder nach dem Bache aus.

Da sie jedoch meistens tiefgebeugten Kopfes marschierten und nur dann unter dem schwarzen Räuberhut emporschauten, wenn ein menschlicher Schatten sie aufschreckte, widerfuhr es ihnen öfters, der Pfarrerbande zu begegnen. Dann legten sie nach Väter Sitte den Zeigefinger an den Filz, schielten abseits nach der Mauer und stießen ein schmunzelndes Brummen hervor, um ihr Wohlwollen kund zu geben. Gleich nachher hefteten sie den Blick wieder auf die Schuhe.

Selbst daran, daß mit Beginn des Regenwetters von Anfang August Ida mit Gustav halbe Tage lang allein beim Wasserfall verweilte, fanden die Leute nichts Uebles, ob sie schon nicht begreifen konnten, was für ein Vergnügen dabei herausschaue. Sie gaben sich mit dem Trost zufrieden, das würden die beiden schon selber wissen.

In der Tat wußten es diese oder fühlten es wenigstens. Denn sonst hätten sie nicht stundenlang unbeweglich neben dem dampfenden Kessel gestanden und sich von dem Gischt anspritzen lassen, bis ihnen vor dem Brausen und Tosen schwindelte, so daß sie sich gegenseitig stützen mußten. Gustav machte sich nichts aus Wind und Regen, wofern ihn ein sehenswertes Schauspiel lockte, ob er auch troff

wie ein Neptun und fror wie ein Ganymed. Ida aber hatte sich mit einem enganschließenden schwarzen Wachstuchmantel geschützt, in welchem sie glatt und glänzend aussah wie eine Kupferstatue.

Nachdem sich das Wetter wieder hergestellt, gedachten sie ihre Streifzüge zu erneuern.

Allein diese hatten sich unterdessen schon zu Erinnerungen verklärt, welche mit ihrem seelischen Licht die Gegenwart beschämten. Und da niemand gerne Wiederholungen lebt und bloße Abschriften an die Stelle des Originals rückt, bildete sich eine stillschweigende Uebereinkunft, die Vergangenheit als Heiligtum zu schonen.

Dazu kam der Umstand, daß sich eine sommerliche Sippe fremder Weltläufer im Städtchen angesiedelt hatte, welche in ihrer mitgebrachten Oede und Neugier Weg und Steg unsicher machten, und insonderheit von der Gartenwirtschaft des Majors herunter, wo sie mit Vorliebe lungerten, dem Gustav, wenn sie ihn inmitten der acht Jungfrauen an der Seite der schönen Ida erblickten, so frivol aufmunternde Blicke zuwinkten, daß es ihn in die Seele seiner Begleiterinnen hineinverdroß.

Reines Glück ist bescheiden, und ein wahrhaft begabter Mensch hat niemals Zeit, eitel zu sein. Die Rolle eines Herzensbezwingers, die ihm jene Blicke zuzuschieben schienen, dünkte ihn passend für Gecken oder Schurken ohne Geist und Beruf, und außerdem waren ihm Ida und die Pfarrerstöchter viel zu teuer, als daß er es ertragen hätte, sie als seine Beutestücke betrachtet zu wissen.

*
*
*

Zum Ersatz für die Spaziergänge schafften sie sich hinter den Mauern des Pfarrhofes einen täglichen Frieden.

Des Morgens wurde ernstlich gearbeitet, am Klavier, am Stickrahmen, am Zeichenheft. Auch stöberte Gustav in den Büchern des Pfarrers herum oder half ihm eine Predigt ausfeilen, die jener gegen ihn selbst gemünzt hatte. Denn Pfarrer Rebenach blieb dabei, von der Kanzel herunter, wo er keinen Widerspruch zu befürchten hatte, wohlgemeinte, zärtliche Seitenhiebe heimtückisch gegen Gustav zu verüben.

Zuweilen zogen die Mädchen in die Kirche und traten abwechselnd den Blasebalg, damit Gustav Orgel spielen könne; denn mit dem Sigrist war nichts anzufangen; der stampfte, so oft eine Krisis ihn erfaßte, fieberhaft den Balg, wenn aber eine Erschöpfung eintrat, ließ er den Blast ausgehen.

Wenn dann die gurgelnden, schwellenden Fugen über die Dächer brausten, gerieten die posamentierenden Weiblein in ihren Stübchen in gottselige Stimmung. Ja selbst der Tausendkünstler und die Spenglerin bezeugten ihrem Sohn eine gewisse Ehrfurcht, wenn er vom Orgelspiel nach Hause kam.

Den Raum zwischen dem Mittagessen und dem Dreiuhr-Kaffee behauptete ein unsägliches Wohlbehagen, welches keiner Zutätigkeit bedurfte; da genügte das Summen einer Fliege im Glase oder das Zwielicht eines grünen Fensterladens, um künstlerische Lust und ahnungsreiche Stimmung hervorzurufen.

Nach dem Kaffee aber genoß man das Geschenk des Prometheus, das Spiel.

Freilich zum Verdruß der Mädchen setzte der Pfarrer den Gustav unvermeidlich auf den Isolierschemel ans Schachbrett. Und da der Alte regelmäßig verlor und sich dabei ereiferte, gab er seinen Gegner selten vor Sonnenuntergang frei.

Dann war aber schon das Krocket im Rasen eingerammelt.

Und nun begann das trauliche Pochen bis in die Nacht hinein, so lange nur noch ein Schimmer der Dämmerung die Geometrie des Schlachtfeldes erraten ließ.

Zuerst, während noch die Sonne die Gräser bestrahlte, siegte die Leidenschaft, diese Freudenstörerin, über die Lust. Da kam es oft bis zum Geschwisterstreit mit nachfolgendem Schmollen; und einzig beim Krocketspiel konnte es etwa geschehen, daß Ida einen Augenblick Gustav herzlich gram wurde, dann nämlich, wenn sie das Los in die Gegenpartei verbannte. Denn da Gustav in das Spiel seinen Willen einsetzte wie in die Kunst, führte er unfehlbar seine Partei zum Siege.

Sobald indessen statt des blendenden Balles das mildere Abendrot leuchtete und die Schatten unter die Blumenköpfe schlüpften, so daß sämtliche Blüten, hoch und niedrig, auf derselben Fläche zu liegen schienen, satt und glühend wie die Farben auf einem türkischen Teppich, und aus den dunkelsmaragdenen Halmen des Rasens der schwarzviolette Heliotrop seine süßen Vanilledüfte aussandte, da schwieg der Streit, und die Mädchen, selber in ihren frohen Kleidern den letzten zartesten Himmelsschein auffangend, huschten wie die lichte Peri durch den finstern Garten.

Wie sie doch bei dem wunderbaren Abend die Augen auf das einfältige Spiel heften könnten, statt sie aufzusperren, um die Farbenkünste der Natur zu genießen, schalt die Frau Pfarrerin.

Die Töchter verstanden es besser. Denn die Schönheit folgt derselben Hofetikette wie das Glück: sie macht zwar gerne Besuche, aber empfängt niemanden.

An dunklen, schwülen Abenden bereiteten Nachtfalter und Fledermäuse dem Krocket ein Ende mit Schrecken. Umgekehrt hielt der Mondenschein die Spielenden fest bis zu den gespenstischen Stunden des Nachtwächters, ob man auch bei Schritt und Tritt über einen eisernen Bogen strauchelte; das hinderte zwar, aber störte nicht — bis der Tausendkünstler mit seiner Frau schüchtern auf die Szene trat, um sich zu erkundigen, ob Gustav etwa ein Unglück zugestoßen sei. Dann machte das Krocket einem Ständchen Platz.

Eines Abends auf dem Heimwege fragte sich Gustav, ob auch solch ein Friede lange währen könne.

Und ein Gedanke gab ihm zur Antwort: Wenn nicht lange, doch jedenfalls ewig.

Achtes Kapitel.

In der Kanzlei.

Eines Morgens hatte Ida ihr stattliches Besuchskleid an, einen Rock von natürlicher Seide mit einer zimtbraunen Bluse, alles schön verziert mit bronzefarbenen Seidenbändern und mit einem ebensolchen Gürtel, tief um den Leib geschlungen. Sogar die Strümpfe hatten dieselbe Farbe, und die ausgeschnittenen, durchbrochenen Schuhe glänzten in ehernem Schimmer. Alles stimmte derart zu einem einheitlichen, metallischen Eindruck zusammen, daß Mina den Anzug kurzweg „das goldene Kleid“ taufte.

Der Anlaß dieser Aufmerksamkeit war das endliche Erscheinen Philipps, welcher auf seiner Umreise durch Tirol und Graubünden bei Freunden in Zürich hangen geblieben war.

Philipp galt im Pfarrhause für Idas Freier, da er vorigen Herbst, als er seine Schwester Mina aus der Pension abholte, vor Entzücken über die Anmut ihrer Freundin sechs Tage in Neuenburg verblieben war und gar nicht mehr hatte zurückkehren wollen. Es war auch keineswegs unabsichtlich geschehen, daß die Einladung an Ida für den Hochsommer lautete, wo Philipp demnächst eintreffen mußte. Das Studentenblut und die jugendliche Reiselust verschuldeten indessen, daß Philipp seine Ankunft um mehrere Wochen verzögerte. Ida sollte ja bis zum

September bleiben, die Ausführung seines Verlöbnisses schien ihm daher unter dem Aufschub nicht zu leiden. Wie so auch? Die beiderseitigen Eltern, das hatte er längst gemerkt, begünstigten das Verhältnis; folglich — etwas dergleichen spielte in seiner Verzögerung mit — war es seine Aufgabe, wenn nicht das Hindernis, so doch die Versäumnis zu liefern.

Bei alledem diente ihm zur selbstverständlichen Voraussetzung die landläufige, burschikose Meinung, ein hübscher talentvoller Junge aus guter Familie und von vielversprechender Zukunft erweise selbst dem ausgezeichnetsten Mädchen durch einen Heiratsantrag eine besondere, sehnlichst begehrte Ehre. Auf wen man aber wartet, der kommt niemals zu spät. Daher erlaubte er sich noch eine letzte fröhliche Junggesellenfahrt zur feierlichen Bestattung seiner Freiheit, auf studentisch.

Die Möglichkeit, daß der durchgefallene Gustav inzwischen seinen Platz einnehmen könnte, war seinen Gedanken alle Zeit fern geblieben, so daß er, als er nach langem Säumen endlich in jäh erwachter Liebessehnsucht mit fliegender Eile und klopfendem Herzen heimreiste, eine grausame Enttäuschung erlitt.

Zwar aus Artigkeit für den Sohn des Hauses und den Bruder ihrer Herzensfreundin bezeugte ihm Ida alle Auszeichnungen, welche ein wohlerzogenes Mädchen einem Manne, den sie hochschätzt, gewähren kann. Doch ein einziger Besuch Gustavs genügte, um Philipp zu belehren, was inzwischen vorgegangen.

Auch war er gescheit genug, um sich keinen falschen Hoffnungen über einen Umschlag zu seinen Gunsten hinzugeben. Es stand nun einmal so; es handelte sich folg-

lich nur darum, sich seinerseits richtig dazu zu stellen. Ob es ihm weh tat oder nicht, darauf kam es nicht an, und daß er nicht gleich im vorigen Herbst um Ida geworben, war seine eigene Schuld.

„Und Dummheit!“ fügte ein grimmiger Gedanke hinzu. Hundertmal hatte er es tun wollen, dann kam jedesmal der einfältige Verstand dazwischen, ihm ins Ohr flüsternd, er sei noch viel zu jung, um sich zu binden.

„Sich binden, sich ketten,“ wie hatten diese Worte ihn erschreckt! Jetzt aber brannte ihm plötzlich die Erkenntnis in die Seele, daß es ein gar beneidenswertes Los ist, in ein Paradies eingesperrt zu werden, selbst wenn der Schlüssel von außen abgezogen wird.

Und vor lauter Reue und Sehnsucht gelangte er auf Umwegen wieder vor die Hoffnung, welcher er abgeschworen hatte.

Weil er jedoch ein guter, gerader, offener Mensch war, ließ er sich nicht von seinem Herzen überlisten, sondern ging angriffsweise auf seine liebsten Wünsche los und kämpfte wacker und ehrlich mit ihnen.

Statt frommer Devisen oder philosophischer Grundsätze gebrauchte er dabei, wenn ihn der Feind zu übermannen drohte, studentische Kernsprüche. „Abest, Absit, Abeat!“ rief er mit kräftiger Stimme, aus dem Bett springend, so oft er vor Schmerzen aufschreien wollte, so daß sein Vater, der nebenan schlief, Gott für den Eifer lobte, welchen sein Sohn für die lateinische Konjugation bekundete.

Am Morgen hatte er seine Hoffnungen totgequetscht, zeigte seinen Eltern ein heiteres Gesicht, der Geliebten ein unbefangenes Benehmen und seinem Nebenbuhler kameradschaftliche Freundschaft.

Gustav aber ahnte nicht einmal, was für ein Leid er dem armen Philipp und dessen Eltern angetan.

Ebensowenig wie Philipp ließ sich das Mineli etwas anmerken. Denn seit dem Schluchzen, das ihr oben auf dem Felsen widerfahren war, hielt sie sich auf der Hut gegen sich selbst und entfernte sich beizeiten, so oft sie etwas Unheimliches in ihrem Herzen spürte.

Klug war es freilich von ihr nicht gewesen, das mußte sie selber zugeben, daß sie ihrer unwiderstehlichen Freundin vom Morgen bis zum Abend unaufhörlich von Gustav erzählt hatte, als gäbe es keinen andern Menschen außer ihm auf der Welt.

Allein was konnte sie dafür? Sie hatte ihn nun einmal gern und mußte durchaus von ihm sprechen.

Daß er seinerseits über der bezaubernden Ida das unscheinbare Pfarrermineli gar nicht beachtete, das konnte sie ihm wahrlich nicht verübeln; denn ihr würde es an seinem Platze genau so ergangen sein.

Wenn sie dann des Morgens bleich und traurig aufstand und ihr Ida herzlich entgegeneilte um ihr mit ihren feingeschwungenen Lippen und ihrer samtnen, tiefen, melodischen Stimme Kuß und Gruß zu bieten, küßte sie diese demütig auf die weißen Arme und Schultern, flüsterte zu wiederholten Malen: „Wie schön du bist, Ida! Wie schön!" und hiermit hatte ihr Kummer bis zum Abend ein Ende.

Gustav aber wurde nach wie vor im Pfarrhause, wo er zwei große, edle Hoffnungen mit tiefen Kelchen zerstörte und zwei junge Herzen betrübte, wie der eigene Sohn behütet und verwöhnt.

* * *

Allein wie still sich die Trauer verhalten mochte, ihr schwarzer Flügel hatte die harmlose Lebensfreude verscheucht und in ihrem Schatten wuchs der Ernst. Gustav fand nunmehr im Pfarrhofe bleiche Lippen, rätselhafte Blicke und gezwungene Bewegungen.

Das hinderte ihn freilich nicht an seinen Besuchen, weil ihm diese Bedürfnis waren, nur wollte kein klarer Seelengewinn mehr herausschauen. Das einfachste schien ihm, da er zu bemerken glaubte, daß Ida ihm auswich, sich ihr aufzudrängen.

Daher stach er sie gewaltsam von dem übrigen Schwarm ab, wie der Habicht die Taube, um sie unter vier Augen mit denjenigen Gedanken zu behelligen, die ihn jeweilen heimsuchten und für die er einen Zuhörer brauchte. Daß sie ihm mehr und mehr die Antwort versagte, störte ihn keineswegs; denn er bedurfte weder ihrer Zustimmung noch ihrer Befriedigung, sondern bloß ihrer Gegenwart weil diese schöner war als jede andere. „Der Gustav ist und bleibt ein Egoist,“ urteilte einmal die Pfarrerin mit lauter Stimme in der Nebenstube, so daß er es hören mußte.

Da vertrat ihm eines finsteren Regentages, als er eben wieder einmal naturgemäß dem Pfarrhofe zusteuern wollte, der Spengler den Weg.

Wohin er wolle? Und da der Sohn verwundert aufblickte, ließ ihn der Vater unsanft an. Er hätte weder Sinn noch Vernunft, noch Anstand, bemerkte er böse, täglicher Gast bei acht jungen, heiratsfähigen Töchtern zu sein, wenn man keinerlei ernste, reale Absichten damit verbinde. Das einzige, was dabei herausschaue, wäre, daß die Pfarrerstöchter seinetwegen ins Gerede kämen.

Uebrigens werde er wahrscheinlich mit seiner Zeit künftig etwas sorgsamer haushalten müssen, da er von Morgen an täglich von acht bis zwölf und von zwei bis sechs beim Advokaten Schäggi beschäftigt sein werde, der so freundlich sei, ihn trotz dem Examen versuchsweise als Schreiber anzustellen; zunächst ohne feste Bezahlung, aber mit einer kleineren Gratifikation für größere Kopien. Sei das auch einstweilen nicht viel, so wäre es doch immerhin mehr als gar nichts.

Das war ein förmlicher Befehl, gepfropft auf einen väterlichen Gewaltstreich. Gustav suchte mit seinem Blick die mitleidige Mutter. Doch diese hantierte auffallend geschäftig in der Nebenstube, so daß er begriff, an Widerstand wäre nicht zu denken.

* * *

Er zobbelte auch wirklich tags darauf kleinlaut in die Kanzlei, gewappnet mit dumpfer Verzweiflung und beladen mit einem Schock Ermahnungen des Vaters, der ihm den heutigen Gang als den ersten Schritt auf dem Wege der Vernunft schilderte.

Vom Advokaten Schäggi wurde er mit prinzipalischer Gönnermiene in Empfang genommen und ohne weitere Umstände vor ein Stehpult gepflanzt, auf welchem eine Stahlfeder von erschreckender Blankheit und ein Tintenfaß von niederschlagender Durchsichtigkeit seinen Mut vollends vernichteten. Er begriff, daß hier ein unrichtiges Wort schon einen Fehler und ein Klecks ein Vergehen bedeuten würde.

Dann schob ihm der Advokat mit einigen erklärenden Bemerkungen, die zum bessern Verständnis von Wälsch troffen, das zu kopierende Manuskript unter: Actum.

In Sachen Gerber-Gräulicher contra Schmutz-Röthlisberger-Läuli. Bachverunreinigung. Zivilgericht 4. Juni 1886, 12., 13. u. 21. Oktober 1887. Obergericht 1. August 1888. Duplik. Vide Fasc. X c. Replik. Copia.

Mit einem tiefen Seufzer schöpfte er Atem und Tinte, und es wollte ihn bedünken, als ob der Weg der Vernunft einen beklagenswerten Umweg beschriebe, indem er zu allererst in eine Bachverunreinigung münde.

„Und wie gefällt es dir eigentlich in deinem neuen Berufe?" forschte der Spengler beiläufig während des Mittagessens. Und als sein Sohn mit einem ausweichenden „Recht gut" seufzend antwortete, nickte er befriedigt. Er lebte, wie alle Menschen deren Gutmütigkeit bloß aus Charakterschwäche stammt, der Ueberzeugung, es genüge, daß etwas widrig schmecke, um heilsam zu wirken.

Die Mutter aber zerdrückte ein Tränlein mit den Wimpern.

Indessen wußte Gustav in der Tat dem Unvermeidlichen ein freundliches Gesicht abzugewinnen. Insonderheit sah er sich von der Erfahrung angenehm überrascht, daß er sein ganzes inwendiges Mobiliar mit in die Kanzlei tragen durfte, dessen Flugapparate viele winzige Ritzen und manche geräumige Lücken des Tagewerkes benützten, um auf ein paar Minuten Ferienreisen ins Land der Phantasie auszuführen. Dann und wann gab es sogar eine Pause von mehreren Stunden und den Donnerstag Nachmittag hatte er überhaupt frei. Der Vater aber gewährte ihm nunmehr eine Tasse schwarzen Kaffee nach dem Essen mit einem Gläschen Kognak, teils zum Lohn seines rühmlichen Fleißes, teils um seine erwachende

Bürgertugend und Mannhaftigkeit zu stärken. Denn was den Rachen beizt, das galt ihm für männlich.

So wunderte sich denn der angehende Notar über das hippokratische Gesicht des Pfarrers, wenn ihn dieser etwa auf der Straße ausholte, wie ihm das Kanzleien behage. „Ganz gut," versicherte er dann treuherzig; „viel besser als ich mir gedacht hätte." Der Pfarrer schielte ein paarmal und ging hierauf seines Weges weiter.

Die Spenglerin fragte ihn nie über dieses Thema, aber ihre Lippen wurden bleicher.

* * *

Zu dieser Zeit träumte Gustav Nacht für Nacht mit einer farbenprächtigen Glut, wie nie zuvor in seinem Leben. Unfehlbar trug es ihn in ferne Länder hinweg, welche in wunderbarem Glanze strahlten. Bald zu Schiff, bald auf der Eisenbahn, bald in der Luft schwebend, kam er dahin. Manchmal waren es unbekannte namenlose Herrlichkeiten: duftende Paradiese, gigantische Gebirge oder selige Pfade. Meistens jedoch benannte sein Geist die Gegend mit einem bestimmten geographischen Namen, kunterbunt einen Ort in der weiten Welt Europas bezeichnend, doch ausnahmslos jenseits der Landesgrenze gelegen. — Einmal fuhr er auf der Rhone durch ein purpurnes Frankenland in ein violettes Spanien, so violett, so unglaublich violett, daß ihm die Tränen auf das Kissen rieselten; — Ein anderes Mal schritt er auf einer Terrasse unter Lindenbäumen hoch über Italien. Unten um einen lazurblauen See wandelte ein singendes Volk mit guten Freundesaugen, das den rechten Arm nach ihm ausstreckte. „Nimm mich mit, Gustav!" flüsterte die Speng-

lerin, setzte sich auf einen Koffer und flog mit lieblichem Lächeln vor ihm her, beständig winkend und grüßend. — Wieder ein anderes Mal langte er im Golf von Stockholm an, welchen ein himmelhohes Märchengebirge von Pappelterrassen und Wasserfällen umragte. Eine auserlesene Gesellschaft von schönen Herren und Damen in Balltracht saß rings um die Küste. „Hier ist noch Platz,“ sprachen sie höflich, und boten ihm einen rotsamtenen Lehnstuhl. Dann wanderte er im Eilmarsch durch Schweden. Durch Dänemark trabte er im spanischen Schritt, wie ein Zirkuspferd, zwischen einer Wolke von Schmetterlingen.

Wie verschieden die Träume sein mochten, zwei Umstände blieben stets die nämlichen: So oft ihn der Traum in eine fremde Gegend führte, quollen ihm die Tränen der Erlösung aus der Seele; und welchen Menschen er dort auch begegnete, sie hatten sämtlich innige gute Herzensaugen.

Die farbige Regenbogenstimmung dieser Träume klang in den wirklichen Morgen hinein, schwand gegen Mittag unter dem Einfluß der Geschäfte, kehrte jedoch am Nachmittag zurück, wenn die Peitsche des Vieruhrpöstchens aus dem Nebengäßchen knallte, oder wenn den schmalen Bergsaum über dem Ziegeldache ein blauer Abendluft überzog.

Oft tadelte er sich darum, daß ihm niemals, weder am Tage noch im Traume, Idas Bild erschien. Er wußte eben nichts von dem toten Winkel des Herzens und von der Marschordnung des Unbewußten. Damit ein Bild auftauche, müssen es die Gedanken erst wegwerfen. Vor dem Erinnern kommt das Vergessen. Das Auge der Seele ist körperblind, es vermag die Gegenwart nicht zu sehen.

Neuntes Kapitel.

Ueberraschung und Wendung.

Um diese Zeit nötigte den Dr. Spirillus die Ehescheidungsangelegenheit seines Schwagers Leuzinger zu einem Aufenthalt in Heimligen.

Da er sich keines freundlichen Empfanges versah, steckte er die leutseligste Wahlkandidatenmiene auf, verzog seinen Mund zum wohltätigsten Kirchen- und Schulgutslächeln und tänzelte, also populär gefeit, unverzüglich in den Ochsen, wo er die etwas rundlichen Spitzen der Behörden und der Gesellschaft zu treffen sicher war, den Major, den Präsidenten, den Förster und den Ochsenwirt.

Dort ließ er die Vorwürfe mit siegesgewisser Kantonalfreundlichkeit über sich herunterhageln und den Zorn sich mangels Widerreden besänftigen. Nachher demaskierte er seine eigenen Batterien, knallte zuerst die großen Trümpfe von Gustavs Faulheit, Unwissenheit und Unverschämtheit los, beteuerte seine persönliche außerordentliche Sympathie für den Patienten, zu deren Betätigung er sehnlichst eine Gelegenheit erwarte, und gab endlich mit einem ängstlichen Diebesblick zu verstehen, daß ein gewisser Herr, den er nicht nennen dürfe, der aber in der Prüfungskommission einen starken Anhang besitze, alle seine Bemühungen, den Gustav zu retten, vereitelt hätte.

Diese Eröffnung lenkte den Unmut auf andere Geleise. Der Major aber gab dem Herrn Spirillus einen Wink

und verhandelte eine Stunde später mit ihm unter vier Augen denselben Gegenstand oben in seiner Gartenwirtschaft.

Der Spengler-Gusti daure ihn in die Seele hinein, flüsterte der Major; denn es wäre ein Jammer und ein Elend, zu beobachten, wie der arme Junge beim Advokaten Schäggi verschimmle und vermodere; überhaupt wäre Heimligen ein viel zu kleiner Wirkungskreis für einen talentvollen Burschen; der gehöre in die große Welt, damit ihm der Horizont ein bißchen erweitert würde. Wer daher ein Mittel fände, den Jungen irgendwo draußen in Europa unterzubringen, würde sich ewig um ihn verdient machen. Die Sache habe übrigens noch eine andere Seite. Nämlich es liege keineswegs im Interesse der Gemeinde und des Kantons, solch einen egoistischen, hochmütigen Sonderling, der mit niemand umgehe und sich besser dünke als alle andern, eigens für das Staatsleben zu züchten; abgesehen davon, daß es den Herren von der Prüfungskommission schwerlich angenehm sein werde, dieses lebendige Ausrufszeichen beständig wie einen personifizierten Vorwurf vor Augen zu haben. Solche Deklassierte und Unzufriedene, wenn sie einmal emporkämen, verwandelten sich nur gar zu gern in Revolutiönler oder Verfassungsrevisiönler, deshalb müsse er es auch vom Standpunkt der Politik für das Richtigste betrachten, den Gusti bei einer passenden Gelegenheit ins Ausland zu spedieren, vorausgesetzt natürlich, daß es sich mit dessen eigenem Wohl verbinden lasse.

Dr. Spirillus begriff und nickte. Man möge ihn nur gewähren lassen; er werde schon etwas finden, was beide Teile befriedige. Und als ihn am Abend im Pfarrhause

der alte Rebenach nochmals unbarmherzig ins Gebet nahm, ihn einen ungetreuen Knecht scheltend und einen Belialspfaffen, platzte er los: Die Gemeinde Heimligen würde dereinst zu ihrer Beschämung erkennen, wie er eitel als der beste Freund des Spengler-Gustav gehandelt habe; und wenn man's denn durchaus wissen wolle, so habe er bereits zweimal an den berühmten Komponisten Professor Elbinger in Wien wegen Gustavs außerordentlichem Musiktalent geschrieben; ja, falls man ihm einige Kompositionen als Musterprobe leihen könne, so mache er sich anheischig, sie mit einem dritten Empfehlungsbrief stante pede zu expedieren.

Nun hatte zwar Dr. Spirillus nichts dergleichen wirklich getan; allein da er augenblicklich in seiner Bedrängnis die wahrhaftige Absicht dazu verspürte, glaubte er nicht zu lügen, indem er die Wahrheit ein bißchen zurückdatierte.

Der Pfarrer kramte das Gloria hervor und der von allen Seiten in die Enge getriebene Examinator spedierte in der Tat das Dokument noch diesen Abend an die besagte Adresse.

„Wenn's auch nichts hilft, so habe ich doch meine Pflicht getan!" spöttelte er pfiffig vor sich hin und sorgte dafür, daß seine mildtätige Handlung ruchbar wurde, ehe der Mißerfolg ihren Wert verminderte.

* * *

Drei Wochen später, es war ein Donnerstag, nach dem Mittagessen, schlürfte Gustav wie gewöhnlich mit seinem Vater den schwarzen Kaffe draußen hinter dem Hause im Gärtchen am Bach, zwischen Sonnenblumen,

Astern, scharlachfarbigen Balsaminen und feuerroten Kapuzinern.

Der Sommer hatte schon einen Stich in den Herbst bekommen, kein Tierchen summte mehr auf den Blüten, und die Luft, obschon warm und golden wie zuvor, stand unbeweglich still, als ob sie ein Ereignis erwartete. Nur die Wespen krochen an den heißen Balken herum und an der spröden, grau marmorierten Rinde des einzigen Apfelbäumchens klappte ein Atalante-Schmetterling, im Kreise herumtrippelnd, seine wunderbaren Flügel auf und zu, einen Azur- und Feuerschein über das Gärtchen verbreitend, welches, jedes sommerlichen Duftes und Dampfes bar, in gebrannten, satten Farben glühte.

„Der Herr Dr. Spirillus ist da," meldete die Spenglerin erschreckt, mit gedämpfter Stimme und eilte zurück, während ihr Mann zögernd folgte, unschlüssig, wie und wo er den vornehmen Gast am würdigsten empfange. Gustav aber durchmaß unruhig das Gärtchen, zwischen Groll und verzagter Bangigkeit schwankend.

Es dauerte lange. Dann stürzte die Spenglerin glückstrahlend herbei, die Hände in der Luft und die Blicke in Tränen schwimmend, warf sich dem Gustav um den Hals und eröffnete ihm in atemloser, gebrochener Rede, ein fremder großer Musikus und Komponist und Professor und weiß was noch alles in Wien habe ein unglaubliches Wesen aus seinem Gloria gemacht. Es sei ein Brief da und er müsse so bald wie möglich nach Wien, um bei dem Herrn Stunden zu nehmen; er wolle für alles sorgen. Es stehe noch viel darin; übrigens werde er es schon selber lesen.

* * *

Gustav hatte es eilig, seinen Triumph links und rechts zu verkünden. Allein die Mutter hielt seine Ungeduld in Schranken. Zu allererst müsse es der Herr Pfarrer Rebenach erfahren und vor ihm niemand; er hätte es wahrhaftig verdient.

Also machte sich Gustav denselben Nachmittag gegen vier Uhr nach dem Pfarrhause auf, nicht ganz ohne Befangenheit, denn er hatte sich lange Zeit nicht mehr dort blicken lassen, war auch nicht im reinen darüber, wie er sich benehmen solle, da ihn Ida ein paarmal im Vorbeigehen abweisend kalt angeschaut hatte.

„Und wie steht es denn eigentlich jetzt mit dir und der Ida?" fragte der Pfarrer barsch, sich plötzlich umkehrend, nachdem er seine Glückwünsche ausgesprochen und eine Zeitlang in seiner Bibliothek gekramt hatte.

Gustav schaute verwundert auf.

„Ueberhaupt, Gustav," polterte der Pfarrer, „in was für einer Welt lebst du eigentlich? Wohnst du auf dem Sirius oder in der Milchstraße, oder wo hast du schließlich deine Augen?" Und mit all dem Freimut, den ihm das Bewußtsein einflößte, über das Herz seiner eigenen Tochter weg einer Fremden das Wort zu reden, wusch er ihm nun gehörig den Kopf, ihm das Unheil vorhaltend, welches er in dem arglosen jungen Herzen mit seinem Egoismus angestiftet, der niemals an andere denke, sondern nur immer seinen momentanen Genuß im Auge habe. Er solle doch einmal die bleichen Backen der Ida ansehen und die schwarzen Ringe um die Augen, damit er lerne, was es auf sich habe, einem unschuldigen Mädchen leichtsinnig Liebe ins Herz hinüberzuspielen, um nachher gleichgültig auf und davon zu reisen, ohne sich im

mindesten darum zu kümmern, wie es andern etwa zumute sei.

Gustav horchte mit beiden Ohren und lauschte mit Aug und Seele. Er hatte Ida bisher mit seinen Gedanken bloß im Profil geschaut, neben ihm wandelnd und den Blick auf das gemeinsame Gespräch, die Musik, richtend. Daß zwischen ihr und ihm sich während dessen etwas Tiefes und Bleibendes ereignete, war ihm nie zum Bewußtsein gelangt. Jetzt aber, da ihm der Pfarrer das Bild des holden Geschöpfes entgegendrehte, so daß es ihm mit den inhaltreichen Wunderaugen voll ansah, geheiligt von Schmerz, den er verursacht, und verwandt durch Liebe, die ihm galt, ward ihm zumute, als käme ein weißer Schwan gegen ihn herangeschwommen, ein Krönlein auf dem Kopf und einen Nachen bugsierend, in welchem ein Paradies blühte.

Und stürmisch wie er war, wenn er einmal aus seinem Traumwandel erwachte, heischte er sofort das Mädchen zu einem einsamen Spaziergang nach dem Fensterli.

Dieses Begehren entzündete peinliche Verlegenheit, Widerspruch und Streit. Während der Pfarrer beistimmte, lehnte seine Frau rundweg ab. Das seien überspannte, unreife Kindköpfereien, bei denen nichts Erbauliches gerate; falls er Ida etwas Ernstes zu sagen habe, so könne er es ihr im Saale mitteilen oder meinetwegen im Garten. Schließlich warf sie ärgerlich den Arm in der Richtung nach der Mühle. „So soll er meinetwegen mit ihr den Rain hinauf ins Hölzchen, wenn es durchaus eine grüne Kulisse sein muß! Es wird ihn dort oben niemand stören!"

Dieser Vergleich wurde angenommen, wonach Gustav mit Ida und dem Mineli, das sich anstandshalber angeschlossen, den Hohlweg hinankletterte.

* * *

Sie fühlten sich alle drei beklommen und schritten einzeln, die Mädchen hinterdrein, Gustav voran, ein wandelndes Dreieck. Die Blätter raschelten unter ihren Füßen, die hin und wieder auf eine Nuß oder eine Kastanie traten; auf dem Acker schwelten Motthaufen; von den Wiesen sangen die Glocken weidender Kühe.

Auf halber Höhe, hart über der Mühle, hockte ein Büblein auf einem gefällten Baumstamm, Nüsse beißend. Ida kraute ihm freundlich das Krauselhaar, teils weil sie die Kinder überhaupt mochte, meistenteils um unbefangen zu scheinen. „Wie heißest du?“ fragte sie.

So wie aber der langentbehrte traute Ton ihrer Stimme an Gustavs Ohr schlug, mit seinem tiefen Seelenklang die vielfache Schönheit ihres Antlitzes multiplizierend, explodierten mit einem Male all die tausend wonnigen Erinnerungen, die sich im Laufe des Sommers um Idas Gestalt gesammelt hatten. Einen Augenblick erschaute er durch ein kristallenes Glas von Tränen ihre Figur in verklärten Umrissen, dann zerschwamm ihm das Bild; alles drehte sich um ihn her und mit einem unartikulierten Schrei lag er vor ihr auf den Knien.

Das Büblein galoppierte vor Schrecken wie ein Gummiball den Rain hinab; das Mineli verschwand, sie wußte selbst nicht wie und warum, hinter den nächsten Hag und warf sich dort sitzlings auf den Wiesengrund, mit

der Fußspitze die Erde pochend und mit dem Sonnenschirm fieberhaft das Gras aufstupfend, als ob sie Maulwürfe fangen wollte.

Inzwischen stieß Gustav in ungestümer Leidenschaft ein ganzes Wörterbuch von ekstatischen Namen und heißen Mythologien mit ersticktem Atem hervor, sprang dann blitzschnell in die Höhe, nannte Ida seine Geliebte hin, seine Braut her, und schickte sich, ohne sich um ihre Einwilligung zu bemühen, ohne weiteres an, den Verlobungskuß einzuheimsen.

Ida, mehr tot als lebendig, verfehlte seinen Mund mit ihren Lippen; hinter dem Hag hörte sie das Mineli erbärmlich mucksen und greinen, und von jähem Entsetzen über die ungebärdige Werbung erfaßt, ergriff sie die Flucht, erst nur verstohlen den Schritt beschleunigend, dann in großer Hast mit dem Mineli den Rain hinunterstürmend.

Den mechanisch nachstrebenden Gustav aber nahm jetzt des Müllers Hund aufs Korn, welcher alles beobachtet und nichts begriffen und deshalb eine unbändige Wut gegen den Anstifter dieser Begriffsverwirrung angesammelt hatte.

Ob nun das die berühmte Liebesszene der Romanschreiber vorstellen solle und ob er sich jetzt eigentlich als Bräutigam zu betrachten habe oder nicht, fragte er sich ratlos, während er bis in die Dämmerung durch Gefild und Gelände irrte, in der Hoffnung, vielleicht doch zu guter Letzt ein Tröpfchen Vernunft aus dem Vorfall herauszuquetschen.

Zu Hause empfing ihn die Spenglerin mit einem

Weihnachtsgesichte. „So, so?“ schmunzelte sie, „bei dir gibt es scheint's Neuigkeiten. Komm nur in den Laden, der Herr Pfarrer ist da.“

„Potz Donnerstag! Bei dir geht's scheint's mit der Extrapost!“ grüßte der Vater belobigend mit einem Anflug von Respekt. „Uebrigens, du hättest keine gescheitere Wahl treffen können; ich gratuliere, ich gratuliere, ich gratuliere.“

Der Pfarrer hatte den linken Augenstern hoch oben irgendwo unter dem Lid versteckt, von wo derselbe ab und zu an einer unvorhergesehenen Stelle herunterblinzelte. „Es ist zwar ein wenig rasch gegangen! verflixt rasch gegangen!“ meinte er. Der Gusti sei halt ein unberechenbarer Mensch und werde es wahrscheinlich bleiben; immer alles anders als alle andern. Uebrigens brauche ja im Grunde genommen nicht alles in der Welt über einen Leisten zu passen. Er halte wenig von dem überspannten romantischen Zeug, so daß es ihm beim besten Willen nicht halb so wichtig vorkommen könne, auf welche Art zwei Menschen zusammengerieten, wenn's nur die richtigen wären. Später, wenn man einmal verheiratet sei, schaue man auf alles, was vor der Hochzeit liege, zurück wie auf Kindereien. „Was ist, Gustav? Du begleitest mich doch heim zum Nachtessen? Deine Braut verzappelt seit einer Ewigkeit am Gartentor, ob denn noch immer nichts von deinem gelobten Angesicht zu sehen sei. Und weil ich gerade daran denke: es würde dir wohl schwerlich etwas schaden, wenn du dich am nächsten Sonntag endlich wieder einmal in der Kirche blicken ließest. Du könntest vielleicht dieses oder jenes ebensogut auf dich beziehen.“

„Also doch Bräutigam!“ dachte Gustav bei sich, während er mit dem alten Rebenach gegen den Pfarrhof hinüberschritt. Er wußte nicht recht, was für ein Gesicht inwendig dazu machen; denn es kam ihm vor, die Häuser stierten ihn merkwürdig nüchtern an für einen Bräutigam; und der Posamentstuhl der Bas Barbara verwarf in einem fort keuchend die Arme: „Heiratet man auf diese Manier? Ist das die Art und Gattung, wie man sich heutzutage verlobt? Da haben wir's anders gehalten, der Andresli selig und ich. Heia! heia! Es ist mir, als wär' es heute! Draußen auf der Matte am Bach ist es gewesen; ein Vergißmeinnichtchen hat er mir geschenkt und mich dabei so angesehen und nichts dazu gesagt; und ich habe ihn auch angesehen und nichts dazu gesagt. Und jetzt liegt der Andresli hinter der Kirche, o jemine! jemine! und der Gusti, der kleine Pinggis, denkt auch schon ans Heiraten! O jere, jere! Heia, heia, heienau!“ So daß er ganz irre wurde und meinte, etwas Heilloses angerichtet zu haben, das nunmehr die arme Ida in die linke Klammer und ihn in die rechte nehmen werde, bis an sein seliges Ende, beständig rufend: „Geschieht dir recht! warum hast du dir's nicht vorher überlegt! Hat dich doch niemand gezwungen, in zwei Sekunden über dein ganzes Leben zu entscheiden.“

Aber als er drüben die strahlenden Mienen gewahrte, und die schöne Ida treuherzig und zutraulich sich ihm anschmiegte, jeder Blick ein Dank, jede Bewegung ein Versprechen und die ganze süße Persönlichkeit im siebenfachen Strahl der Liebe gebrochen, hingebend, kosend, bewundernd, untertänig, und alles wahr und offen und gerade heraus, ohne Scheu vor den Leuten, da begriff

er, daß es etwas Besseres auf sich hatte, eine kostbare Menschenseele mit ehrlichem, unzweideutigem Wort sich zu verpflichten, als vorsichtig um ein halbes Dutzend Maidlein Solo zu lieben.

Und des Nachts im Bette, wie ihm unaufhörlich die Jubelsymphonien aus dem Herzen jauchzten, spürte er als Gewißheit, was er vorher niemand geglaubt hätte: nämlich erstens, daß es kein innigeres Glück gibt als jenes, welches aus einem fremden Herzen in das eigene zurückstrahlt; zweitens, daß ein Talent dann am üppigsten sprießt, wenn ein guter Entschluß die Seele reingefegt hat.

* * *

Den folgenden Morgen früh saß er auf einem Einspänner; hinter sich ein Gebirge von Koffern, vorne auf dem Bock das Kaffireli als Kutscher.

Ein kleiner Heiligenschein von lieben Menschen umringte ihn, unter welchen der Tausendkünstler kopflos herumtrippelte, fürchtend, daß er vielleicht doch noch eine Ermahnung vergessen habe. Die Spenglerin stand im Hintergrund und schaute alle Sekunden ein paarmal über das Nastuch nach ihrem Sohn. Der Pfarrer fehlte. Er lag noch zu Bett und ließ sich entschuldigen. Uebrigens hatte er ja gestern in der Kirche dem Gustav gesagt, was er ihm zu sagen hatte. Oben in der Mansarde des Pfarrhauses schwenkten Ida und Mina ihre weißen Taschentücher, bald mit der linken, bald mit der rechten Hand und zuweilen eines den Arm des andern unterstützend.

Das Kaffireli lachte vor Vergnügen aus vollen Backen. „Seid ihr endlich fertig?" schalt sie und ergriff die Geißel.

Doch der Sternenwirt heischte gebieterisch Aufschub. „Und jetzt noch eines, Gustav," rief er drohend, „wird mir kein Genie und gib mir keinen Schubiak! sondern komm heim als ein redlicher, braver Bursch, wie du bisher gewesen bist."

Das Kaffireli ließ die schnellen Aeuglein im Kreise herumblitzen und ein Momentchen auf der Spenglerin weilen. „Ju—up," machte sie mit leisem schmeichelndem Ton, und zwischen einer Wolke von Grüßen und Schluchzern rollte das Fuhrwerk von dannen, in die Fremde.

Gustav war zumute, als ob er in einem Luftballon in unbekannte Höhen stiege. Aber der Luftballon war mit sieben Golddrähten an die Heimat befestigt.

